Bibliothek

für

Mädchen,

nach

den Stuffen des Alters

eingerichtet.

München,

bey Joseph Lentner 1791.

Lesebüchlein

mit

moralischen Erzählungen

und

einigen Vorbereitungskenntnissen

zur

Hauswirthschaft

für

Mädchen vom mittlern Alter.

pa:10.

München,
bey Joseph Lentner. 1791.

*
*   *

Weicht nicht, ihr Beschützer der Unschuld, ihr treuen Gefährten
Menschlicher Tugenden, himmlische Schaaren, o weichet nicht von ihr:
Traget sie auf euren olympischen Flügeln, damit nicht ein Unfall
Ihre blühenden Jahre verkürze! Sie wächset an Alter
Und an Schönheit, und Tugend empor: — o glückliche Eltern!

*
*   *

Innhalt.

Seite.

Das Gebeth eines frommen Mädchens. . 1.

Die wahre Frömmigkeit. . . . 2.

Die Religion. . . . . 3.

Die Heuchlerinn. . . . . 4.

Die Schlange und die Aal. . . . 6.

Die ersten Veilchen, oder die zärtlichen Töchterchen. . . . . . 7.

An

Seite.

An die Mutter zum Geburtstage von ihrer Tochter. . . . . . 11.
Ungehorsam macht unglücklich. . . 12.
Die Nadel im Munde. . . . 15.
Das Mädchen am Bache. . . . 17.
Falsches und wahres Lob. . . . 20.
Der bestrafte Eigensinn. . . . 20.
Der Blumenstreit. . . . . 24.
An eine welke Rose. . . . . 26.
Das eitle Mädchen. . . . . 27.
Der Schmetterling. . . . . 30.
Dorchen will nicht stricken. . . . 31.
Die Biene und die Hummel. . . 41.
Die Gartenlust. . . . . 42.
Die Reinlichkeit. . . . . 53.
Folgen der Ordnung und Unordnung. . 54.

Die

Seite.

Die sieben Töchter. . . . . 61.

Zwey Gespräche vor einer Spatzierfahrt auf einem See. . . . . 65.

Das mitleidige Mädchen. . . . . 78.

Die verunglückte Lerche. . . . . 80.

Scharlotte und Marianne, oder die Nothwendigkeit der Kenntnisse in der Oekonomie. 82.

Der Fleiß. . . . . . 106.

Die Geschicklichkeit. . . . . 107.

Vorbereitungskenntnisse zur Hauswirthschaft.

Vom Flachsbaue und der gemeinen Zubereitung des Flachses. , . . . 113.

Von der Erfindung des Flachses und der Spinnerey. . . . . . 119.

Vom Hanfe . . . . . 120.

Vom Nesseltuche . . . . 121.

Vom

Seite.

Vom Berg = oder Steinflachse. . . 121.

Von der Baumwolle. . . . 122.

Von der neuen inländischen Baumwolle. . 124.

Von der Schafwolle. . . . 126.

Woher kömmt das Kameelhaar oder Kameelgarn? . . . . 129.

Von der Seide und der Erfindung derselben. 131.

Von den Seidenraupen. . . . 134.

Anzeige einiger Bücher für Mädchen vom mittlern Alter.

An

An Gott.

Aller Menschen Vater höre,
merk' auf mich, dein flehend Kind:
Gieb mir Kraft zum Guten, lehre
mich, was meine Pflichten sind!

Dich verehren, Böses scheuen,
Gutes üben, und allhier
mich der schönen Welt erfreuen,
Schöpfer, dieß gelinge mir!

Meinen Aeltern Ehre geben,
ihrem Winke folgsam seyn,
Dir und ihnen dankbar leben,
ohne Tadel, fromm und rein!

Vater! dieß sind meine Pflichten.
Ach, ich wachse wie ein Baum,
der gepflanzet ward zu Früchten
in des Gartens besten Raum.

Laß mich gute Früchte tragen!
Herr! Du prüfest Herz und Sinn:
weist, ob in der Zukunft Tagen
ich auch gut und glücklich bin:

Sollt' ich nicht — o dann erhöre
deines armen Kindes Fleh'n,
und laß mich zu deiner Ehre
unschuldsvoll dein Antlitz seh'n.

Nimm mich früh von dieser Erde,
ehe mir dein Auge feind,
wegen meiner Sünden, werde,
und mein guter Engel weint.

Die wahre Frömmigkeit.

Sophie, ein Mädchen, das viele Fehler an sich hatte, und deßwegen manchmal Verdruß und Züchtigung ausstehen mußte, überdachte bey sich selbst, daß es wohl glücklicher seyn würde, wenn es sich wahrhaft besserte. Es wünschte also recht ernstlich und eifrig, gut und fromm zu werden. Es bath Gott täglich darum. Gleich nach dem Morgengebethe, eh' es etwas vornahm, überdachte es, was es den Tag über zu thun hätte,

vor

vor welchen Fehlern es sich am meisten hüten müßte, nahm sich auch ernstlich vor, selbe sorgfältig zu meiden, und gieng dann munter zu ihrer Arbeit. — Des Abends überlegte sie, was es den Tag über Gutes und Böses gethan hatte, dankte Gott für das Gute, und bath ihn wegen des Bösen mit inniger Reue um Vergebung, und um Beystand, sich bessern zu können. Am liebsten bethete es, wann es von niemand gesehen wurde: dann fiel es auf ihre Knie nieder, und lag recht herzlich und aufrichtig ihrer Andacht ob. Gott erhörte auch das gute Kind; denn ein solches Gebeth bleibt nie unerhört: und Sophie wurde so gut, so fromm und tugendhaft, daß alle Menschen sich darüber freuten, und sie lieb hatten.

Die Religion.

Göttliche Religion!
Meine Seele sey dein Thron:
Du kannst Seligkeit und Leben,
und des Himmels Wonne geben.

O! was wär' ich ohne Dich?
Niedrig, wie ein Wurm, wär' ich:

nur Religion und Glaube
heben mich aus meinem Staube.

Einst den Engeln gleich zu seyn,
dazu weihest du mich ein.
O! wie schön ist meine Jugend
durch Religion und Tugend!

Die Heuchlerinn.

Ein gewisses Mädchen, Beatrix mit Namen, hatte gehört, daß man fromm seyn und fleißig bethen müße, weil man dadurch bey Gott und Menschen beliebt würde.

Dieß Mädchen wünschte nun sehr, daß man es lieb haben möchte; denn es wußte wohl, daß die Menschen denen, die sie lieb haben, viel Gutes thun; aber es wollte sich nicht die Mühe geben, seine böse Gewohnheiten abzulegen, und wahrhaft fromm zu werden, welches darinn besteht, daß man Gott vom ganzen Herzen über alles liebt, und aus Liebe zu ihm das Böse meidet, und das Gute thut. Dieß war ihm viel zu beschwerlich; es dachte also: „Wart, ich will mich so stellen, daß jedermann mich für das frömmste Mädchen halten soll".

Und

Und wie fieng sie es an? — Es gieng fleissig in die Kirche, damit es von Leuten oft gesehen wurde: es sagte immer zu andern Kindern: Das müsset ihr ja nicht thun; von mir werdet ihr nie etwas solches sehen: Es bethete immer ganz laut, schnappte hoch mit dem Munde, und machte sehr andächtige Gebärden dazu.

Weil aber alles dieß nur Verstellung war, so wurde es dadurch selbst nicht besser, sondern blieb eben so unartig und böse, als es vorher gewesen war. Man sah daher bald, daß diese Frömmigkeit nur Heucheley sey, und Beatrix wurde noch mehr gehaßt als sonst; denn nichts in der Welt ist abscheulicher, als die Heucheley.

* * *

Sieh zu, daß deine Frömmigkeit nicht Heucheley sey, und diene Gott nicht mit falschem Herzen.

Die Schlange und der Aal. *)

Betrachte mich einmal,
sprach eine Schlange zu dem Aal,
bin ich nicht wunderschön?
Ist eine Haut so buntgefleckt zu seh'n?
Zwar dein' ist glatt; doch mein' ist glatt und schön.

„So, fragt der Aal, bin ich nicht schön wie du?
Bin ich nur glatt? — Wie geht es zu,
Frau Nachbarinn,
daß ich doch wohl gelitten bin?
daß jedermann vor deiner Schönheit graut,
und wann man deine bunte Haut
im Grase sieht,
erschrickt und flieht?„

Die wunderschöne Schlange spricht:
Man flieht? — warum, das weis ich nicht.

Ich aber weis es, sagt der Aal;
Auch wissen es die Menschen alle:
Auswendig gleißest du;
inwendig bist du Gift und Galle.

Die

*) Aal ist ein schmackhafter Fisch, der aber mit der giftigen Schlange einige Aehnlichkeit hat.

Die ersten Veilchen,

oder

die zärtlichen Töchterchen.

Erstes liebes Veilchen! sey mir willkommen, sey mir gesegnet, angenehmes Blümchen! wie lange habe ich mich auf dich gefreuet — auf dich gewartet! da bist du nun wieder. Willkommen, sag' ich noch einmal, du Bothe des Frühlings! Was soll ich mit dir anfangen? soll ich dich stehen lassen, oder soll ich dich an meinen Busen stecken?

So sprach Dorchen, da es das erste Veilchen im Garten erblickte.

Lottchen. J! Dorchen, was hast du dann da gefunden, daß du dich so sehr freuest?

Dorchen. Herzensschwesterchen! Sieh nur, das erste Veilchen. O! wie es so frisch, so schön, so niedlich ist. Ich möchte es küßen. Es ist das allerliebste Blümchen.

Lottchen. Hör' einmal Dorchen, mir fällt was bey. Wir wollen ein paar Sträußchen von

Veil=

Veilchen binden, und heute Mittag sie Väterchen und Mütterchen auf den Teller legen. Nicht wahr?

Dorchen. Ach ja, scharmant. Das wollen wir thun; das wird sie freuen.

Lottchen. Geschwind will ich laufen, und Karls Lehrer bitten, daß er uns ein paar Verschen dazu macht. Ich will's ihm schon sagen, was er hineinbringen soll. Suche indessen Veilchen.

(Lottchen kömmt wieder zurück.)

Dorchen. Sieh einmal! hier habe ich schon viele Veilchen.

Lottchen. Und hier sind die Verschen. Den meinen kann ich schon; und den deinigen mußt du gleich jetzt auswendig lernen. Nur geschwind daran. Es sind scharmante Verschen. Hi! wie wird sich Väterchen und Mütterchen freuen!

Als nun der Mittag kam, und der Tisch gedeckt wurde, legten die guten Töchterchen jedes ihr Sträuschen Vater und Mutter auf den Teller, traten zurück, und warteten mit edler Bescheidenheit, bis sich Vater und Mutter gesetzt hatten.

Lott-

Lottchen (zu Dorchen ganz stille:) Kannst du dein Verschen?

Dorchen. Recht gut.

Was finde ich dann da für ein allerliebstes Veilchensträuschen auf meinem Teller? fragte der Vater mit freundlicher Miene, und sah die Mutter liebreich an, als wollte er sich bedanken, daß sie es hingelegt hätte.

Diese hob ihre Serviette auf, und fand auch ein Sträuschen. Da sahen sich Vater und Mutter einander an; — aber nun blickten beyde nach den lieben Mädchen hin, die noch am Fenster standen, und diesen Blick mit Sehnsucht erwarteten. Eine sanfte Röthe, welche die Empfindung über die Freude ihrer Aeltern hervorbrachte, mit stiller Bescheidenheit vermischt, überzog ihre Wangen, und sie standen da sanft und sittsam, wie die Veilchen.

Da! da! sagte die Mutter zum Vater, — da stehen die Guten, welche uns dieß erste Gartengeschenk gemacht haben. Siehst du es ihnen nicht an, mein Lieber! daß sie die Geberinnen sind?

Die Mädchen sprangen herbey, küßten Vater und Mutter die Hand, und bathen, damit vorlieb zu nehmen.

Dorchen sagte hierauf:

Diese Blümchen aus dem Garten,
wollten nun nicht länger warten,
wollten, ob sie gleich sehr klein,
durch uns ihr Geschenke seyn.

Die Aeltern wollten reden; aber **Lottchen** fuhr fort:

Seh'n Sie nicht auf diese Gaben,
die wir von uns selbst nicht haben;
Nur auf's **Herz** bey dieser That,
das so gern gegeben hat.

O ihr Lieben! sagte Vater und Mutter, setzt euch. Nun wollen wir noch einmal so vergnügt bey Tische sitzen. Ihr habt uns eine grosse Freude gemacht.

Und die Kinder konnten beynahe vor Freuden nichts essen. Wann Vater oder Mutter das Sträußchen besahen, oder daran rochen, so sahen die Kinder einander freudig an. Siehst du wohl, Dorchen! sprach Lottchen, daß mein Einfall gut gewesen? Dir gebührt aber doch die erste

Ehre,

Ehre, weil du dich zuerst über die lieben Veilchen so sehr freutest. Ich hätte kaum gedacht, daß sich unsere lieben Aeltern so über diese Kleinigkeit freuen würden. — Aber, lieber Vater! auf ihren Geburtstag, da will ich Ihnen etwas geben, worüber Sie sich gewiß noch weit mehr freuen werden: nicht wahr, Mutter?

Vater. Nun, was soll wohl das werden?

Lottchen. Ach, verlangen Sie es noch nicht zu wissen. Etwas, das Ihnen gewiß noch mehr Freude macht, als alle Blumen in dem Garten. Etwas, so Ihnen Dorchen noch nicht geben kann; ich bin ja aber auch schon viel größer und älter als mein Schwesterchen: Etwas von mir selbst, — von meiner Hände Arbeit — Aber nun fragen Sie nicht mehr weiter.

Vater. Nun, das soll mich freuen.

An die Mutter
zum Geburtstage
von ihrer Tochter.

Der aus dem Schooß der kühlen Erden
die schönen Blümchen lasset werden;
der lass' Dich so viel Jahre seh'n,
als Blümchen in dem Garten steh'n.

O!

O! der sie alle zum Entzücken
so schön, so herrlich weis zu schmücken,
der nehme Dich noch mehr in Acht
als Blümchen, die er hier gemacht.

So weiß und roth hier Rosen blühen,
so ämsig dort die Bienen ziehen:
so will ich stets durch Tugend rein,
durch Fleiß der Mutter Freude seyn.

Ungehorsam macht unglücklich.

Philippinchen hatte eine recht gute und vernünftige Mutter. Sie bekam alle Tage von ihr die besten Lehren. Unter andern wurde ihr beständig gesagt: Ein Kind dürfe seinen Aeltern nie ungehorsam seyn; denn wenn auch Aeltern seinen Ungehorsam nicht sehen und bestrafen können; so sieht ihn doch Gott, und bestraft ihn.

Weil Philippinchen fleißig nähen und stricken mußte, so glaubte ihre Mutter, daß es nöthig sey, ihr auch Geschäfte aufzutragen, bey denen sie einige Bewegungen hätte. Sie mußte daher die Blumenbeete jäten und begießen, und einiges Holz in die Küche tragen.

Sie

Sie bekam aber dabey die Erinnerung: „Du
„darfst ja nicht alle Tage die Gießkanne und
„das Holz mit einerley Hand tragen. Den
„Montag trägst du mit der rechten, den Dien=
„stag mit der linken Hand. So wechselst du die
„ganze Woche hindurch mit den Händen um.
„Liebes Philippinchen! ich bin nicht immer bey
„dir, und kann nicht sehen, wie du meine Er=
„innerung befolgest; Gott ist aber bey dir.
„Wolltest du ungehorsam seyn, so könnte er dich
„leicht damit strafen, daß er dich krumm wach=
„sen ließe.“

Die leichtsinnige Philippine vergaß aber gar bald die gute Lehre ihrer Mutter. Weil es ihr geläufiger war, die rechte Hand zu brauchen, so brauchte sie dieselbe täglich, ohne sich zu besinnen, ob es Montag, Dienstag, oder ein anderer Tag sey. Nicht eher dachte sie daran, bis sie die Mutter sah; da nahm sie geschwinde die Gießkanne, oder das Holz in die Hand, in die es denselben Tag genommen werden mußte.

Was half es aber Philippinen, daß sie die Mutter betrog? — Da sie sich einst von der Mutter ausziehen ließ, so schrie diese mit lauter Stimme: Philippine! Philippine! du bist ja krumm. Und beyde weinten.

Die Mutter schickte zu einem Arzte, und ließ Philippinen besichtigen. Dieser zuckte die Achsel und sagte, daß er keinen andern Rath zu geben wüßte, als daß für Philippine eine Schnürbrust mit eisernen Stäben verfertiget würde.

Die war nach wenig Tagen da. Philippine mußte die größten Schmerzen ausstehen, wenn sie dieselbe anzog. Da half aber nichts. Ob sie gleich den ganzen Tag weinte, so bekam sie doch von ihrer Mutter keinen weitern Trost als diesen: „Wer nicht hören will, muß fühlen; „hätte Philippine mir gefolget, so dürfte sie „diese Schmerzen nicht ausstehen.“ Aber auch die Schnürbrust half nichts. Die ungehorsame Philippine wurde ein kleines krummes, unansehnliches Mädchen, und beweinte zu spät ihren Ungehorsam.

Wenn sie nach der Zeit ungehorsame Kinder sah, so sagte sie allezeit: Kinder! gehorchet euren Aeltern! Ich wäre nicht krumm geworden, wenn ich meiner Mutter gehorsam gewesen wäre.

Die

Die Nadel im Munde.

Hast du schon wieder die Nadel im Munde? sagte die Mutter zu Minchen. Du wirst wohl noch erfahren müßen, was du dir für ein Unglück zuziehest, wenn du einmal die Nadel hinunterschluckest.

Aber Minchen achtete nicht auf die mütterliche Warnung, oder vergaß sich alle Augenblicke. Wann sie nähete, und so eben der Faden ausgieng, so nahm sie immer wieder die Nadel in den Mund.

Da geschah es nun einmal, daß eben etwas Lustiges gesprochen wurde. Minchen hatte die Nadel in dem Munde, sie fieng zu lachen an, und husch! war sie in der Kehle, wo sie über die Quere stecken blieb. Da hätte man das Unglück und den Jammer hören sollen!

Die Mutter ließ gleich einen Wundarzt holen. Eh dieser kam, floß das Blut schon aus dem Halse, und Minchen wollte immer ersticken. Als er kam, konnte er die Nadel nicht mehr fassen. Er mußte also einen krummen Hacken von Drat machen.

machen. Damit fuhr er in die Gurgel hinunter, faßte die Nadel, und riß sie mit Gewalt heraus, daß das Blut häufig nachfloß. Das größte Glück war's, daß Minchen noch beym Leben erhalten wurde. Es kriegte aber einen bösen Hals, und mußte wohl vierzehn Tage eingespritzt werden, ehe es wieder heil wurde.

Siehst du nun, sagte die Mutter, was du angerichtet hast? So geht's, wenn man sich gar nichts will sagen und warnen lassen. Danke Gott, daß die Nadel nicht in den Magen gekommen, oder in die Gedärme gegangen ist, und sich da wo durchgestochen hat. Da hättest du ganz gewiß, und unter schrecklichen Schmerzen, sterben müßen. Es ist mit dem menschlichen Magen nicht so, wie mit dem Magen der Thiere. In dem Magen der Gänse und Enten findet man zuweilen eiserne Nägel, grosse Nadeln und dergleichen, die sich oft quer durchgestochen haben und verwachsen sind, ohne daß es ihnen geschadet hätte: aber bey uns ist es nicht so. Laß es dir also zur Warnung seyn, und nimm dich in Zukunft hübsch in Acht.

Minchen that es: es steckte nicht nur keine Nadel mehr in den Mund, sondern nahm sich auch bey Tische, wann sie Fische aß, wohl in

Acht,

Acht, daß ihm keine Krete in den Hals kam. Es warnte auch oft andere Kinder, daß sie sich ja durch Unvorsichtigkeit nicht unglücklich machen möchten.

Das Mädchen am Bache.

Ein kleines Mädchen, ungefähr in deinem Alter, Louischen! saß einst am Ufer eines schönen klaren Baches. Mit Vergnügen sah sie, wie sich die artigen Vergißmeinnicht darinn, nebst andern Grasblümchen, spiegelten, und den blauen Himmel und die schwankenden Erlenbäume, die sich über ihr anmuthig darinn bewegen. Das lieblichste aber, was sie darinn erblickte, war sie selbst, ihre eigne Gestalt; denn sie war schön, und ihre jungen zarten Wangen strahlten wie halb aufgebrochene Rosen auf einem Lilienfelde hervor. — O! was ich für ein schönes Kind bin! rief sie voller Entzücken: die schöne gewölbte Stirne mit den blonden Haarlocken! die lebhaften Augen! der rothe Mund! die zarte Haut! Alles musterte sie darauf, und bewunderte es mit einer unaussprechlichen Selbstgefälligkeit.

Auf einmal ward das Wasser trübe und in der heftigsten Bewegung. (Vermuthlich hatten Knaben Steine hineingeworfen, oder der leimigte Boden war sonst durch Etwas aufgerührt worden.) Ihr Gesicht ward zugleich durch die erregten Wellen bald verlängert, bald verkürzt, und das unreine Wasser gab ihr auch keine reizende Gestalt. — Sie fuhr vor Schrecken zurücke, sprang auf, und lief, und klagte es ihrer Mutter.

Liebstes Kind! sagte diese, der Bach kann dir zur Lehre dienen. Wenn du gut bist, und deine Seele der sanften Ruhe und Stille genießt, die aus Gehorsam und Tugend fließt, so ist auch deine Gestalt so sanft, schön und heiter, wie der klare spiegelhelle Bach, und wie das Gesicht, das er dir zeigte; du bist liebenswürdig, und gefällst allen, so wie dir dieß Wasser, worinn du den Himmel und dein eigen Bild sahst, gefiel. Aber eine Ungezogenheit, eine böse Leidenschaft, als Zorn, Unwille, Eigensinn, Neid, Ungehorsam mag nur deine Seele trüben, so verliert sich auf einmal jene glückliche Ruhe: deine Stirne runzelt sich, wie der Bach: deine Augen drücken sich unangenehm zusammen: dein Mund zieht sich empor, und deine Wangen herab; kurz, du wirst eben so ungestalt und häßlich, als du vor-

her

her schön und reitzend warst, und mißfällst jedermann eben so sehr, als du vorher gefielst.

Liebe Mutter! sagte sie, ist dann das gewiß? — O ganz gewiß, antwortete diese, und dein kleiner Spiegel hätte dir das schon längst und oft sagen können: aber gerade dann, wann du dich deine Untugenden übereilen läßt; so denkst du am wenigsten an Spiegel.

Ey, liebe Mutter! rief sie: so wird es ja wohl am besten seyn, wenn ich mich sie nie wieder übereilen lasse, um immer schön, das ist, um immer gut zu bleiben?

Sie hielt Wort, und so oft sich eine Leidenschaft ihres Herzens bemächtigen wollte, so erinnerte sie sich an den getrübten Bach und an die Lehre der Mutter.

Und du, Louischen, sagte ihre Mutter, wenn dich so ein kleiner Eigensinn anwandelt, so denke du an den Bach und das kleine Mädchen am Bache.

Falsches und wahres Lob.

Wer mich sieht, sagt mir ins Gesicht:
Seht doch, seht! wird das Mädchen nicht
täglich hübscher, täglich größer? —
Gut, ganz gut! dieses kann wohl seyn:
Aber mich würd' es besser freu'n,
spräch man: täglich wird sie besser!

Schieß' ich dann nach Gefallen auf?
Größer macht mich der Jahre Lauf;
besser mach' ich mich alleine.
Sagt, daß ich dieß geworden sey!
Stimmt mein Herz dann dem Lobe bey:
süßes Lob! dann bist du meine.

Der bestrafte Eigensinn.

Standhaftigkeit ist immer eine schöne Tugend des Mädchens; aber Eigensinn ist nicht Standhaftigkeit. Durch Eigensinn macht man sich der ganzen Gesellschaft, in welcher man lebt, zur Last, und nicht selten bringt man sich in grosses Unglück damit.

Der Pachter Müller hatte ein Töchterchen von zehn Jahren, die Hännchen hieß. Hannchen war ein ganz artiges Bauernmädchen, und jedermann würde sie geliebt haben, wenn sie nicht unbeschreiblich eigensinnig, zänkisch und die größte Widerbellerinn in der ganzen Gegend gewesen wäre. Sie kränkte ihren guten Vater mit diesen Untugenden nicht wenig. Keinen Widerspruch konnte sie leiden, und wenn sie am hellen Mittage behauptet hätte: Es seye Mitternacht, so würde sie gelärmt haben, wenn jemand vom Gegentheile sie hätte überzeugen wollen.

Einst war ein Fest in der Stadt, die zwo Stunden von dem Gute ihres Vaters lag. Man mußte durch einen ziemlich dicken Wald dahin gehen. Hannchen hatte die Erlaubniß erhalten, mit ihrer Schwester Friederike der Feyerlichkeit beyzuwohnen. Sie kamen nun an den Wald, — und zween Wege lagen vor ihnen.

Friederike.

Komm Hannchen, dieser hier ist der rechte Weg. Ich weis es.

Hannchen.

Nein, sage ich dir, dieser linker Hand ist der rechte.

Friederike.

Gewiß nicht, liebes Schwesterchen! rechter Hand dort liegt die Stadt. Auf dem Wege linker Hand kömmst du niemals dahin.

Hannchen.

Schweig, dummes Ding! Ich weis es besser, und kurz, ich gehe den Weg linker Hand.

Friederike.

Du irrst dich gewiß. Ich bitte dich, komm mit mir!

Hannchen.

Und ich will nicht. Gehe du deinen Weg, und laß mich meinen gehen. Ich muß es besser wissen.

So zankte Hannchen fort, und ließ ihre Schwester alleine gehen. Der Weg, den Friederike vorgeschlagen hatte, war der rechte Weg, und bald war sie in der Stadt.

Die Eigensinnige wandelte lange linker Hand, ohne nur eine Thurmspitze von der Stadt zu sehen. Sie kam immer weiter ins Dickicht, und endlich verlor sie gar den Weg. Sie ward unruhig, und fieng an, ihren Eigensinn zu bereuen. Aber noch war Hannchen lange nicht genug gestraft. Die Sonne fieng an unterzugehen, und die Vögel, die durch ihren Gesang die

Ver=

Verirrte bis jetzt noch ermuntert hatten, schwiegen. Durch die Aeste der Tannen und Buchen sah sie schwarze Wolken, und in der Ferne fieng es zu donnern an.

Wer beschreibt nun die Angst der eigensinnigen Hanne? — Sie wollte auf einen kleinen Felsen hinaufklimmen, um besser sehen zu können, ob nicht irgend ein Ort in der Nähe wäre, wo sie Schutz vor dem Gewitter, und der Nacht finden könnte! Aber kaum war sie mit vieler Mühe bis zur Mitte des Felsens geklettert, so glitschte die Erde unter ihr hinweg, und sie stürzte tief hinab. Nun lag sie verwundet, hilflos, und halb verzweifelnd da: indessen kam mit der Nacht das Gewitter immer stärker. Es fielen Schlossen, und ein gewaltiger Platzregen folgte.

Hannchen weinte die ganze Nacht durch, bethete und bereuete den Eigensinn, den sie nun so schwer büßen mußte. Endlich ward es Tag, und die Sonne gieng auf. Mit ihr kam neues Leben in Hannchens Glieder. Sie rafte sich auf, und durchlief aufs neue den Wald.

Auf einmal hörte sie eine menschliche Stimme: „Ach Gott! ach Gott! wo ist meine Schwester!

ster! „ Sie glaubte einen Engel zu hören, lief auf die Stimme zu, — und fand ihre Schwester Friederike! Sie fiel ihr mit Weinen um den Hals, bath sie um Verzeihung, und versicherte sie, nie wieder eigensinnig zu seyn. Auch hat sie ihr Versprechen redlich gehalten, und nun ist sie von jedermann geliebt. Hernach pflegte sie öfters zu sagen:

Weil ich artig bin,
und ohn' Eigensinn,
thue, was ich soll:
O nun ist mir wohl!

Der Blumenstreit.

In einem Blumengarten blüheten viele Blumen nebeneinander. So oft Fremde hineinkamen, lobten sie bald diese, bald jene, bald ihre schönen Farben, bald ihre lieblichen Wohlgerüche, bald ihren Nutzen in der Arzney.

Sie, die so bunten Geschöpfe, die vorhin so zufrieden nebeneinander standen, wurden dadurch mit einmal auf ihre Vorzüge stolz. Eine wollte der andern den Vorzug streitig machen,

und

und sie brachen in einen offenen Zank aus. Die Rose strahlte zwischen ihren stachlichten Dornen im Sonnenglanze, und öffnete ihr heiteres Morgenroth im vollen Feuer einer lebhaften Jugend. Die Lilie blendete mit ihrem Schnee das Auge des Zuschauers, und goß in einem weiten Kreise wohlriechende Düfte um sich her. Die Ranunkeln funkelten wie Sterne in brauner Nacht auf der Erde über ihrem krausen Kraute; keine ließ es an Darstellung ihrer Schönheit fehlen, und eine wollte sich unter die andern erniedrigen.

Sie riefen den Baum zum Schiedsrichter. Dieser urtheilte wie ein Baum. Er sprach: Ihr habt weder Zweige noch Aeste, die stark genug sind, Menschen und Thieren Schatten zu geben, ihr traget keine Früchte, ihr schimmert nur, und eure Schönheit welket in Kurzem dahin. Ich weis für euch alle kein Lob. Mißvergnügt mit diesem Urtheile giengen sie zur Nessel hin. Auch diese wollte nicht für sie stimmen. Denn sie schätzte nur Vorzüge nach Stachel und Brennen.

Sie fleheten endlich den Gärtner um ein günstiges Endurtheil an. Dieser schlichtete den Zwist, daß keine sich beschweren konnte. Er sagte: Ich schätze jede nach ihrem Nutzen, und alle seyd ihr mir lieb. Rose! du ergötzest das

Aug,

Aug, dein Wasser ist vielen nützlich. Lilie! du riechest wohl, und dein Oel heilet die Wunden. Ranunkel! du liebest die Einsamkeit, und verschönerst eine ganze Gegend durch deine muntern Farben. Jede sey mit ihren Vorzügen zufrieden. Eine kann nicht alle tragen, und keine kann leisten, was die andere leistet. Das ist Ehre, seine Vorzüge brauchen, und die Vorzüge anderer schätzen.

An eine welke Rose.

O Rose! noch vor wenig Tagen,
da blühtest du vor mir;
und ach! ist es nicht zu beklagen?
Hin ist schon deine ganze Zier!

Dir, sagt mein Vater, werd' ich gleichen,
auch du, spricht er, blühst heut,
bald wird die Jugend dir verstreichen,
und deines Reitzes schönste Zeit.

Nichts bleibt beständig, als die Tugend!
O präge tief dir ein:
Nicht stolz auf deine flücht'ge Jugend,
und nicht auf Schönheit stolz zu seyn.

Das eitle Mädchen.

Therese, verwittwete Gräfinn von G — —, hatte ein Töchterchen, Julie, die nur in ihrem Putze lebte und webte. Eitler kann man sich nichts vorstellen als Julie war. Statt zu lernen, stand sie vor den Spiegel, und ein neues Band, ein modischer Anzug galt bey ihr mehr, als Wissenschaft und Kunst.

Ihre Eitelkeit machte sie auch bald unerträglich stolz. Weil sie vornehm von Geburt, und reich war, so schmeichelte man ihr zwar ins Gesicht; aber hinter dem Rücken spottete man ihrer, und niemand war ihr von Herzen gut; denn stolze Leute sind nirgends beliebt.

Einst war die Gräfinn auf einem benachbarten Schloße, und Julchen hatte die Erlaubniß erhalten, sie abzuholen. Nun gieng es auf ein Zieren und Aufputzen. Sie holte ihre prächtigsten Kleider herbey, und kaufte sich von ihrem Taschengelde, das sie von ihrer Mama zu Wohlthaten für Arme erhalten hatte, einen kostbaren Hut mit Federn. Stundenlang stellte sie sich vor den Spiegel, begaffte sich, und freute sich,

daß

daß sie so schön wäre. Sie übte sich, eine recht stolze Miene anzunehmen, und entschloß sich, alle Fräulein, die sie auf dem nachbarlichen Schloße antreffen würde, durch ihren Putz und ihre Gebärden zu demüthigen.

Nun war der Tag da, an welchem sie ihre Mama auf dem Schloße des Herrn von R — — abholen sollte. Kutscher und Bediente wurden geschimpft und geplagt, weil sie nicht im Hui bereit waren. Endlich setzte sich die kleine Dame in den Staatswagen ihrer Frau Mama, und rief: Zugefahren.

Julchen war zwar von Natur schön und trefflich gewachsen; aber durch den übertriebenen Putz hatte sie sich häßlich gemacht, und sie saß im Wagen, wie eine Dratpuppe. Selbst die Bedienten, die hinten auf dem Wagen standen, lachten über sie.

Aber — kaum hatte Julie die Hälfte des Weges zurückgelegt, so entstand ein Gewitter, auf welches ein sehr starker Platzregen folgte. Nun ward der Kutscher getrieben, schneller zu fahren. Er that es, fuhr an einen Stein, ein Rad fiel weg der Schlag des Wagens fuhr auf, und Julie lag auf der Strasse mitten im Wasser

und

und Koth. Ihr prächtiger Putz, der Federhut, alles war beschmutzt, und die vorhin so prächtige Puppe sah nun ganz häßlich aus.

Die Bedienten, die sie durch ihren Stolz, und ihren gebieterischen Ton so oft beleidigt hatte, lachten nun aus vollem Halse, und antworteten auf ihr klägliches Geschrey mit kaltem Blute: Ach Fräulein! wenn man so schön geputzt ist, wie Sie, muß man sich eine solche Kleinigkeit nicht zu Herzen gehen lassen.

Julchen hatte von dem Falle keinen Schaden genommen, man packte sie also in ihrem schmutzigen Anzuge wieder in den Gallawagen, und fuhr aufs Schloß des Herrn von R— — zu. O wie ward nun ihr Stolz gebeugt, da sich alles über ihr lächerliches Aussehen belustigte. Die andern Fräulein, die sie mit ihrem modischen Anzuge demüthigen wollte, und schon öfters beleidiget hatte, standen zusammen, und keine sprach ein Wort mit der stolzen, nun so sehr gedemüthigten, Julie. Indessen sie mit einem armen, aber gutherzigen Mädchen, das nicht so vornehm war als sie, spielten, und das brave Kind liebkoßten.

Julchen fühlte nun, daß ein gutes Herz mehr gelte, als ein schönes Kleid. Sie blieb zwar immer in ihrem Anzuge reinlich, wie Mädchen es seyn müßen; aber der eitle Putz, der ihr sonst so angenehm war, ward ihr nun unerträglich. Sie wendete ihr Taschengeld besser an, ward eine Wohlthäterinn der Armen, lernte fleissig, und sah ein, daß nur Geschicklichkeit und Gutmüthigkeit uns zu einem glücklichen Leben führen.

Der Schmetterling.

Es war einmal ein hübsches Ding
Von Farben und Gestalt,
Ein kleiner bunter Schmetterling,
Erst wenig Stunden alt.

Sein ausgeschweiftes Flügelpaar
War purpurroth und blau,
Gesäumt war es mit Golde gar
Und er trugs recht zur Schau.

Zu allen Blumen flog er hin,
Und rief, wie's Mährchen spricht,
Den andern zu: „Wie hübsch ich bin!
„Bewundert ihr mich nicht?

„Ge-

„Gewiß, kein Vogel ist so schön,
„So liebenswerth, als ich;
„Denn keiner ist, ihr müßt's gesteh'n,
„So ausgepuzt, als ich."

Hier traf nun auch von Ungefähr,
Der kleine bunte Mann
Im Klee, von süßer Bürde schwer,
Ein munters Bienchen an.

„Weg, Biene! schrie er, packe dich!
„Wie häßlich siehst du aus!"
Thor! sprach sie lächelnd, kennst du mich?
Komm erst und sieh mein Haus.

Geschicklichkeit ist wahre Zier
Und Güte nur gefällt!
Allein dein Putz — was nüzt er dir?
Was nüzt er wohl der Welt?

Dorchen will nicht stricken.

Du wolltest nicht stricken, nicht nähen, nicht spinnen lernen? sprach der Vater zu Dorchen. Wie geht das in aller Welt zu, meine Tochter? Deine Mutter klagt darüber, und das geht mir

sehr

sehr nahe, das muß ich dir sagen, da du sonst in allen Stücken ein so folgsames und gehorsames Kind bist.

Sieh Fiekchen an. Das ist noch nicht einmal so alt, als du, und hat sich schon selbst Strumpfbänder, Kopfbinden, und dergleichen gestrickt — hat sich schon einige Tücher gesäumt, und kann recht niedlich spinnen. Solltest du das nicht eben so gut können, wenn du wolltest? Es muß also an deinem Willen liegen, und das ist mir eben nicht lieb zu hören.

Das ist wohl wahr, lieber Vater! antwortete Dorchen, daß Fiekchen das kann, was Sie da sagen; aber es kann auch noch nicht gut lesen, nicht schreiben, noch rechnen. Und das kann ich doch schon. Das ist aber zehnmal besser, als stricken, nähen und spinnen. Ich muß es Ihnen nur aufrichtig sagen, daß ich dazu gar keine Lust habe. Sonst könnte ich's schon. Ueberhaupt gefällt mir die Hausarbeit gar nicht. Viel lieber sitze ich bey einem hübschen Buche, lese oder schreibe mir ein Histörchen, rechne mir ein Exempel, oder gehe in den Garten, und sehe nach, ob meine Kresse, Lattuke, Levkojen, Aurikeln, oder was ich sonst gepflanzt habe, gut gekommen seyen.

So

So ist das? sagte der Vater. Nun weiß ich doch deines Herzens Gedanken, und die wahre Ursache, warum du immer vor der Hausarbeit einen solchen Abscheu hast. Das ist nicht gut, mein Kind! daß du von diesen Dingen so denkst. Du irrst dich sehr. Denn wovon willst du einmal in der Welt dein Brod haben, wie deine Haushaltung führen? Vom Lesen, Schreiben, Rechnen allein kannst du das nicht. Studiren kannst du auch nicht. Das ist nur für Manns-personen. Diese Dinge, zu denen du jetzt keine Lust hast, sind dir in der Folge so nützlich, als Lesen, Schreiben und Rechnen. Ich dächte, du hättest selbst den Verstand, das einzusehen. Daher wäre es dir keine sonderliche Ehre, wenn dich die Mutter zwingen müßte, diese nützlichen Dinge zu lernen. Ein Kind zum Lernen zu zwingen, davon halte ich nicht viel, weil es dann nichts mit Lust, und aus eigenem Triebe, thut — nicht weil es will, sondern weil es muß. Es wird ihm noch zweymal so schwer, und was es mit Zwang hat lernen müßen, das behält es auch nicht lange. Das siehst du schon an dir selbst, wie sauer dir das Stricken wird, weil du keine Lust dazu hast.

Aber laß nun einmal über die Sache vernünftig mit dir reden.

1) Kannst du gewiß glauben: Alles, was dich dein Vater und deine Mutter lehren, oder lernen lassen, das muß dir nützlich seyn, wenn du es gleich jetzt noch nicht einsiehest. Sonst würden sie es nicht thun. Ich dächte, schon deswegen müßtest du zu allem Lust haben, und es mit Vergnügen thun, was dir deine Aeltern zu lernen anrathen.

2) Bedenke das einmal recht, was ich dir nun sagen will. Wie sauer bist du deiner Mutter geworden, vom ersten Anfange deiner Kindheit an, — da du noch nicht gehen konntest. Wie hat sie dich aus ihrer Brust genährt! Wie viele schlaflose Nächte hat sie deinetwegen gehabt! Wie manche Sorge, wann dir das geringste fehlte! Und nun, da du so weit bist — wolltest du ihr für das alles gar nicht dankbar seyn? Soll sie also — die treue Mutter — künftig im Hauswesen gar keine Hilfe von dir haben? Soll sie Sachen, die im Hause können gestrickt, genähet und gesponnen werden, als Strümpfe und Hemden für dich und die Kleinen, — soll sie das immer allein thun, die arme Mutter, oder für Geld von andern thun lassen? Könntest du das vor deiner treuen Mutter, die dich so lieb hat — vor deinem Vater, vor Gott, und deinem Gewissen verantworten? Wäre das der

Dank

Dank für alle Treue deiner guten Mutter, daß sie Kinder hätte, und sich doch immer allein quälen müßte? Und —

O Vater! rief Dorchen mit nassen Augen, hören Sie auf, ich bitte Sie. Das kann ich nicht mehr ertragen. Ich will gern, herzlich gern, in allen Stücken der Mutter zu Hilfe kommen. So hab' ich die Sache noch nicht bedacht.

Gut, mein Kind! antwortete der Vater, damit bin ich zufrieden. Ich muß dir aber noch einige Punkte vorstellen.

3) Wäre es wohl recht, daß die Mutter für solche Sachen noch Geld ausgeben müßte, die du selbst machen könntest? Kann sie das Geld nicht zu deinem und der andern Kinder Besten anwenden? Je größer ihr werdet, desto mehr braucht ihr. Ist es nicht billig, daß ihr auch selbst etwas verdienen lernt, und euren Aeltern die Sorgen und Ausgaben erleichtert? So wills auch der liebe Gott haben nach dem vierten Gebothe. Oder kann die Mutter nicht auch die Zeit, die sie auf das wenden müßte, was doch deine Hände schon machen könnten, zu andern nützlichen Arbeiten verwenden?

Bedenke das alles einmal recht, so wirst du dich bald besinnen.

4) Will ich dir einmal die Folgen davon vorstellen, wenn du so aufwüchsest, und keine nützliche Hausarbeiten gelernt hättest.

Wie würde dirs gehen, wann du größer wirst, von uns wegkömmst, oder wann wir stürben? Du solltest selbst nun einmal deine Haushaltung anfangen — und könntest weder stricken, nähen, noch spinnen? — könntest in der Haushaltung, in der Küche selbst nichts, gar nichts machen?

Dann würden dich deine Mägde auslachen, und sie würden allen Respekt gegen dich verlieren. Es ist nicht leicht eine der geringsten Dienstmägde, die nicht sollte stricken, nähen und spinnen können.

Wie viel Geld würdest du haben müßen, das alles außer dem Hause machen zu lassen, was der Mann, du selbst, künftig als Frau, und deine Kinder, an Strümpfen, Hemden, und dergleichen gebrauchen!

Es ist auch immer für den Mann eine unangenehme Sache, wenn die Magd das Essen und andere Dinge besser machen kann, als die Frau.

Was meynst du ferner? Wenn deine Kinder größer würden: sollen die etwann auch nicht stricken, nähen und spinnen lernen, weil es die Mutter nicht kann? Wenn die aber das alles besser können: muß sich die Mutter nicht vor ihren eigenen Kindern schämen?

5) Ist es immer recht sehr gut, daß du am Lesen, Schreiben und Rechnen viel Vergnügen findest. Muß man aber darum andere nützliche Dinge des menschlichen Lebens versäumen? Es ist wahr, durch Lesen, Schreiben und Rechnen mußt du dich erst recht geschickt machen, deine künftige Haushaltung mit Nutzen zu führen. Aber das allein zu können, und weiter nichts, das machts noch nicht aus. Mit einer blos gelehrten Frau, die den ganzen Tag bey den Büchern sitzt, und die Leute im Hause schalten und walten läßt, wie sie nur wollen; sich aber selbst nicht um Küche, Keller und Haushaltung bekümmert, ist einem Manne nichts gedienet. Dabey wird er gewiß auf keinen grünen Zweig kommen, sondern bald zu Grunde gehen.

Sieh, mein Kind! das sind die Folgen davon, wenn du nicht wolltest stricken, nähen und spinnen lernen. So würd' es ohngefähr kommen. Was meynst du dazu?

Hierauf antwortete Dorchen: O mein lieber Vater! das habe ich mir niemals so vorgestellt, wie Sie mir's jetzt gesagt haben. Ich danke Ihnen recht sehr, daß Sie mich gewarnet haben. Die unglücklichste Person würde ich geworden seyn. Sie haben mir nun rechte Lust gemacht. Noch heute des Tages will ich mit Vergnügen anfangen.

Mütterchen! wo sind Sie? Kommen Sie, wir wollen stricken. Alles, alles will ich gern lernen.

Damit du aber siehest, mein Kind! daß das alles wahr sey, was ich dir gesagt habe, sprach der Vater, so will ich dir ein Histörchen von der Frau Orgon erzählen.

Diese gute Frau hatte in ihrer Jugend auch nicht stricken, nähen und spinnen lernen wollen. Vom Kochen, Haushaltung, und dergleichen wußte sie gar nichts. Sie hatte weiter nichts gethan, als sich geputzt, neue Moden gemacht, einen Roman gelesen, ein Tänzchen auf dem Klavier

vier gespielt, in Gesellschaft gegangen, ein Lomberspiel gemacht, und des Morgens bis neun Uhr geschlafen.

Als sie heurathete, und selbst eine Haushaltung bekam, so kam es auch nun so, wie es kommen mußte. Ihr Mann war ein Förster, und konnte Amts wegen nicht viel zu Hause seyn. Besonders mußte er im Sommer des Morgens um vier Uhr schon in den Wald gehen.

Da lag dann die Frau Orgon bis um neun Uhr in den Federn. In der Zeit konnte das Gesinde machen, was es wollte. Da wurde Koffee getrunken, und manches Süppchen verzehrt, davon die Frau Orgon nichts wußte. Denn sie wußte ihr Lebetage nicht, wie viel Butter, Eyer, Käse, und dergleichen da war. War das nicht eine hübsche Haushaltung?

Wann sie aufgestanden war, mußte die Köchinn kommen, und nun wurde berathschlagt, was zu Mittage sollte gegessen werden. Sie selbst gieng nie in die Küche, um nur einmal nachzusehen. Sie hätte sich etwann einen Finger schwarz machen können. Wann sie Koffee getrunken hatte, las sie allerhand schlechte Bücher. Dann wurde gegessen. Die Leute mochten zusehen, wo

sie was bekamen. Sie sahen aber auch zu, wo sie was bekamen. Nach Tische hielt sie Mittagsruhe, und dann gieng sie in Gesellschaft, bis des Nachts um eilf und zwölf Uhr. Kam der Mann nach Hause, so fand er immer das ledige Nest.

Alles, was der Mann, sie selbst, und die Kinder an Leinwand, Hemden, Strümpfen und Kleidungsstücken gebrauchten, wurde außer dem Hause gemacht. Ob die Leute des Abends was thaten, oder faulenzten, darnach wurde nicht gefragt. Kurz, sie gab für alle diese Dinge, die sie selbst hätte machen können, mehr Geld aus, als der Mann einnahm. Sie machte heimliche Schulden, und da sie um deren Bezahlung gequälet wurde, griff sie die Kassengelder des Mannes an. Der Mann mußte Rechnung ablegen, und als man den Rückstand wahrnahm, wurde er seines Dienstes entsetzt und kassiert, und mußte mit seinen Kindern in Schmach und Armuth leben.

Was ist nun Schuld am Unglücke dieser ganzen Familie? —

Die

Die Biene und die Hummel.
Eine Fabel.

Hummel.

Immer fleißig, Jungfer Biene? —
Um Verzeihung, daß ich mich erkühne,
Sie zu stören. — Aber, liebes Kind!
suchst Dir ja die kleinen Aeuglein blind!
Weißt Du nicht, man muß sich auch vergnügen.
Komm; laß deine Arbeit liegen;
lustig, lustig laß uns seyn!
Komm mit mir, es soll Dich nicht gereu'n!

Biene.

Meine Arbeit ist für mich Vergnügen,
weil ich so erzogen bin.
O! um alles könnt' ich nicht so müßig fliegen:
und was spräche dann auch wohl die Königinn?

Hummel.

Je, die wird's auch gleich erfahren!

Biene.

Kann es doch.

Hummel.

So machst Du ihr was weiß.

Biene.

Biene.

Fi! Behüte!

Hummel.

Jungfer Fleiß,
da hat Sie nichts zu befahren:
Sie soll mit uns kurz und gut;
wenn Sie's mir nicht zu Gefallen thut,
so will ich Sie selber, daß Sie's weiß,
bey der Königinn verklagen,
und, daß Sie herumgeschwärmt, ihr sagen.

Biene.

Wie es Dir beliebet. Muß ich dann auch leiden,
so ist Unschuld meine Trösterinn.
Gerne will ich mit ihr leiden,
und um alle eure Freuden
geb' ich sie nicht hin.

Die Gartenlust.

Fräulein Wilhelmine.

Jetzt ist der Blumengarten recht geputzt. So mag ich denselben gern leiden.

Die Tante.

Worinn bestehet dann dieser Putz? Es sind ja fast keine Blumen mehr darinn.

Fr.

Fr. Wilhelmine.

Es bestehet derselbe in der Ordnung, die Sie darinn haben machen lassen, und daß alles vom Unkraute gereiniget ist.

Die Tante.

Sie finden also, liebes Kind! daß die Ordnung und die Reinlichkeit einen Garten zieren. Wissen Sie aber wohl, daß diese beyden Stücke überhaupt zur Schönheit einer jeden Sache erfordert werden?

Fr. Wilhelmine.

Ja, das ist wahr! Man siehet es an einem Zimmer. Wenn noch so kostbare Meublen darinn sind, und dieselben stehen nicht in Ordnung, oder das Zimmer ist hie und da schmutzig, so scheint es nicht schön zu seyn.

Die Tante.

Eben so ist's mit dem Kleiderputze beschaffen. Die Kleider, so kostbar sie auch sind, zieren uns doch nicht, wenn sie nicht gut sitzen und reinlich sind.

Fr. Wilhelmine.

Wieder auf den Garten zu kommen: Es hat Ihnen derselbe doch auch viele Mühe gekostet, ehe Sie es damit so weit gebracht haben.

Die Tante.

Wenn Sie das Mühe nennen, so müßen Sie wissen, meine Liebe! daß man in der Welt nichts ohne Mühe hat. Ich für meinen Theil kann es nicht einmal eine Mühe nennen, weil mir dadurch eine große Bequemlichkeit zuwege gebracht wird. Arbeit, wodurch man sich Mühe ersparet, ist keine Mühe.

Fr. Wilhelmine.

Sie wollen sagen: Wenn Sie den Garten einmal aus dem Grunde rein machen lassen, so kann er dabey viel leichter erhalten werden, als wenn man ihn ganz verwilden läßt. Die Ordnung, so Sie darinn veranstaltet, wird Ihnen nachher Vergnügen machen. Aber woher kömmt es, daß sehr viele Leute dieses nicht beobachten? Es könnte sich ja ein jeder diese Bequemlichkeit verschaffen, und seine Sachen in Ordnung halten! Mein lieber Papa ist auch ein Freund davon.

Die Tante.

Es kömmt daher, weil sie in der Jugend dazu nicht angehalten worden sind, und daher weder durch Unterricht noch aus der Erfahrung wissen, worinn es bestehe, sich eine Sache leicht zu machen. Durch Aufschieben macht man sich eine Sache allemal schwer und verdrüßlich. Die

Ge-

Geschäfte häufen sich nicht allein dadurch, sondern sie beunruhigen auch unser Gemüth, so lange sie noch nicht geschehen sind, und bisweilen werden sie wohl gar darüber vergessen.

Fr. Wilhelmine.

Schon aus meiner eignen Erfahrung weiß ich's, daß dieses wahr sey. Wann ich bisweilen dasjenige, so Sie mir zu verrichten aufzugeben geruhet, verschoben habe, so hat mir solches recht schwer auf dem Herzen gelegen; denn ich mußte immer befürchten, Sie würden nachfragen, ob es geschehen sey oder nicht? Und da ich es doch einmal habe thun müßen', so schwer ich auch daran gegangen bin, so habe ich durch den Aufschub mir lauter Unruhe zugezogen. Heute bin ich einmal recht vergnügt; denn ich habe schon alles gethan, was mir zu thun obliegt. Nun werde ich doch wohl ein wenig im Garten bleiben, und mir eine kleine Veränderung machen können?

Die Tante.

Vom Herzen gern. Wenn Sie noch nicht darinn wären, so würde ich Sie jetzt selbst hereinrufen. Sie wissen es ja schon, wie gern ich Kindern ein Vergnügen gönne, wenn sie fleißig und artig gewesen sind.

Fr. Wilhelmine.

Der Garten ist doch mein größtes Vergnügen, und besonders lieb ist mir mein eignes Gärtchen.

Die Tante.

Sagen Sie mir die Ursache, warum Sie an Ihrem eignen Garten mehr Vergnügen finden, als an einem andern?

Fr. Wilhelmine.

Weil ich selbst alles darinn gepflanzt habe.

Die Tante.

Sie haben nicht unrecht; ich bin eben dieser Meynung. Es geht mir gerade mit meinen Sachen auch so, daß ich diejenigen, die ich mir selbst gemacht, denen, die mir geschenkt worden sind, oder die ich habe machen lassen, weit vorziehe.

Fr. Wilhelmine.

Andere Leute machen's einem auch nicht allemal zu Dank, und dann ist es auch ein besonderes Vergnügen, die Früchte seines Fleißes so wohl gerathen zu sehen.

Die Tante.

Vielleicht aber geht es Ihnen nicht vollkommen vom Herzen, daß Sie so gern zu Hause blei-

bleiben. Wer weiß, ob Sie nicht lieber in Gesellschaft wären, als hier im Garten.

Fr. Wilhelmine.

Ach nein! Was finde ich doch in mancher Gesellschaft für Vergnügen? Da habe ich nie so recht meine Freyheit, als hier, und oft finde ich gar nichts, daran ich mich auf eine gute Art belustigen könnte. Im Garten dagegen finde ich hundert Dinge, welche mich auf mannichfaltige Art entzücken. Die unendliche Verschiedenheit an Farbe und Gestalt, fast unzählbare Gewächse und Blumen, welche man zu Sommerszeiten zugleich blühen siehet, und der angenehme Geruch derselben, können das Gemüth so einnehmen, daß man sich kaum entschließen kann, wenn man einmal im Garten ist, wiederum herauszugehen. Selbst die Veränderung, die fast alle Tage mit den Blumen vorgeht, ist was Angenehmes. Ich würde sie nicht so sehr lieben, wenn ich beständig einerley Blumen sähe; nun aber finden sich fast jede Woche neue Arten. Das macht mir ein außerordentliches Vergnügen. Jetzt, da die Blumenfelder von Blumen beynahe leer sind, bin ich doch sehr gern im Garten. Ich mache mir das schöne Herbstwetter zu Nutzen, ein Vergnügen, welches uns durch den herannahenden Winter bald entzogen werden wird.

Die Tante.

Ich gebe es gern zu, daß die Gartenlust unter allen Arten irdischen Vergnügen die unschuldigste sey, und was man vornemlich noch in einem Garten zu bewundern hat, das ist dieses allenthalben vertheilte Leben.

Fr. Wilhelmine.

Es giebt aber doch viele Menschen, die sich aus der Gartenlust wenig oder gar nichts machen. Dieß rührt meiner Meynung nach vielleicht daher, daß man ihnen in der Jugend nicht die Freude gemacht, und einen kleinen eigenen Blumengarten eingeräumet hat, worinn sie selbst pflanzen und alles nach Gefallen anordnen konnten. Viele sind auch daher der Meynung, es sey schwer, das zu lernen, was dazu erfordert wird.

Die Tante.

Im Anfange pflegt man alles für schwer zu halten. Aber wenn mans nur mit Lust angreift, so zeigt sich bald, wie sehr man geirret hat.

Fr. Wilhelmine.

Aber wie, wenn man nun zu einer Sache gar keine Lust hat, wie wirds dann werden?

Die

Die Tante.

Wenn man zu einer Sache keine Lust hat, so kömmt das insgemein daher, weil man davon keinen rechten Begriff hat. Man mache immer nur erst einen Versuch, ehe man so ganz widersteht, alsdann wird sich die Lust bald finden: es sey dann, daß man schon im voraus wüßte, man könne mit der Sache unmöglich fortkommen.

Fr. Wilhelmine.

Wenn doch ein jeder daran denken möchte, wie viel daran gelegen sey, sich eine Sache nicht schwerer vorzustellen, als sie ist, gewiß dann würde es nie an der gehörigen Lust zu guten Unternehmungen fehlen. Alsdann würden auch nicht viele Müßiggänger und Bettler in der Welt herumlaufen. Insgemein haben diese Elenden nicht Lust zu arbeiten.

Die Tante.

Nur allzuoft rührt das von der ersten Erziehung her. Aeltern sollten ihre Kinder von Jugend auf zur Arbeit, oder doch zu gewissen Beschäftigungen, anhalten, damit sie den Müßiggang gar nicht kennen lernten. Es giebt aber auch viele Kinder, die ihren Aeltern nicht folgen wollen, und solche haben es sich hernach selbst zu verdanken, wenn sie ins Verderben gerathen.

Fr. Wilhelmine.

Nicht folgen? Wie? Können denn die Aeltern ihre Kinder nicht zwingen? Müßen Kinder nicht alles thun, was die Aeltern haben wollen? Was würde die Mama sagen, wenn ich nicht auf den ersten Wink gehorsam wäre?

Die Tante.

Ach ja, liebes Kind! wenn es nicht auch allzu zärtliche Aeltern gäbe, die eine Affenliebe gegen ihre Kinder hätten. Sobald sich das liebe Kind weigert, etwas zu thun, und dann nur anfängt, recht heftig zu weinen, gleich vergessen die Aeltern ihre Pflicht, und lassen dem Kinde seinen Willen. Ich könnte viele gute und böse Beyspiele anführen, was die Erziehung wirke: ich will aber nur ein einziges von einer grossen vornehmen Dame erzählen. Diese hatte es in ihrer Jugend nie gewußt, daß ihre Aeltern einiges Vermögen besäßen, weil man solches vor ihr mit Fleiß verbörgen gehalten hatte. Indessen ward an ihrer standesmäßigen Erziehung nichts gespart, und man hielt sie vor allen Dingen zur Gottesfurcht und zum Fleiß an. Das junge Fräulein verrichtete alle Geschäfte mit Lust. Schon frühe war also der kluge Vorsatz gefasset worden, sich durch eigene Geschicklichkeit liebenswürdig zu machen, weil von den Aeltern nichts

zu erwarten sey, und die ansehnliche Geburt doch gleichwohl vieles erfordere. Ihr Trieb, diesen Vorsatz immer besser hinauszuführen, ward dadurch gestärkt, da sie täglich sah, wie sehr ihre Aeltern alles Mögliche anwandten, was zur Bildung eines vollkommenen Frauenzimmers erfodert wird. Wie sie nun herangewachsen war, und von jedermann bewundert, und als ein wohlgezogenes Fräulein hochgeschätzt wurde, so geschah es, daß ihre Aeltern durch einen unglücklichen Zufall alle ihre Kapitalien verlohren, welche sie für diese so wohlgerathene Tochter sorgfältig zu bewahren gesuchet hatten.

Ihre Betrübniß deßwegen war sehr groß, und es war ihnen unmöglich, solche vor ihrer Tochter zu verbergen, so sehr sie es auch wollten. Eines Tages offenbarten sie also ihren grossen Verlurst, den sie durch einen betrübten Vorfall erlitten hatten. Ach, liebste Tochter! sagte die Mutter: Nun ist's, leider! wahr geworden, was wir dir in deiner Jugend zu deinem Besten vorsagten. Nun bist du in der That ein armes Fräulein; denn das, was wir für dich aufbewahret hatten, ist mit einmal verlohren gegangen. Das Fräulein hörte das mit der größten Gelassenheit an, und antwortete darauf: Ich halte mich jetzt noch eben so reich, als ich zuvor gewesen bin,

 weil

weil ich nicht befürchten darf, den Schatz zu verlieren, den ich von meinen besten Aeltern durch eine gute Erziehung erhalten habe. Beruhigen Sie sich daher meinethalben, ich hoffe mit Gottes Hilfe ohne grossen Reichthum auf eine anständige Art durch die Welt zu kommen. Hiedurch wurden die Aeltern so gerührt, so getröstet, daß sie ferner nicht einmal weiter an ihren Verlurst dachten. Es verfloß auch nur eine kurze Zeit, so wurde diese wegen ihrer Tugend und übrigen vorzüglichen Eigenschaften überall sehr hochgeschätztes Fräulein als Hofdame zu einer grossen und edelmüthigen Fürstinn berufen, und dadurch Zeitlebens reichlich versorget.

Fr. Wilhelmine.

Ach, wie viel kann ich hieraus nicht lernen! Ich erkenne die Unbeständigkeit des Reichthumes, und lerne, wie schön es sey, sich durch Tugend und Geschicklichkeit Liebe und Hochachtung zu erwerben. Gewiß, von nun an will ich allen Fleiß anwenden, diese unvergänglichen Schätze einzusammeln. Meine besten Aeltern lassen es mir dazu an Gelegenheit nicht fehlen. Ich würde mir gewiß einmal die bittersten Vorwürfe machen müßen, wenn ich mir nicht alles zu Nutzen machte. Jetzt wird es wohl Zeit seyn, liebe Tante! daß ich mich wieder nach meiner Stube

verfüge, weil ich noch ein Geschäft zu verrichten habe. O wie sehr erleichtert mir die Gartenlust Alles! Wie gern gehe ich nun wieder an die Arbeit!

Die Reinlichkeit.

Man saget insgemein:
Das äußere Betragen
soll unsers Herzens Spiegel seyn:
Und man scheint recht zu sagen!

Wer sich nun schmutzig trägt,
wird schweigend eingestehen:
daß er nach innerm Reiz nichts frägt;
Auf den doch Himmel sehen!

O Reinlichkeit, nur du
sollst meinen Schmuck mir geben,
nur diese Pracht kömmt Mädchen zu,
in der sie sich erheben.

Ein Herz, von Flecken rein,
verleih mir wahre Zierde!
Rein, vor des Himmels Blick zu seyn,
sey meine Ehrbegierde!

Folgen der Ordnung und Unordnung.

Karl und Ernestinchen waren Geschwister; aber von verschiedener Gemüthsart.

Karl war die Ordnung selbst; seine Kleider hielt er immer reinlich; seine Spielsachen und seine Bücher standen immer am rechten Orte. Alles, was seine Aeltern ihm geschenkt hatten, das schonte und verwahrte er als ein Heiligthum.

Ernestinchen that von allem diesem das Gegentheil.

Ihre Kleidungsstücke waren fast immer beschmutzt oder zerrissen. Ihre Spielsachen lagen des Tages wohl zehnmal auf der Erde; ihre übrigen Sachen waren fast immer verpoltert, und so oft sie zur Schule gehen sollte, mußte man erst das ganze Haus durchsuchen, um ihre Bücher zu finden.

„Karl, sagte der Vater oft, indem er ihn in seine Arme schloß, wenn du fortfährst, so ordentlich und sparsam in allen deinen Sachen zu seyn, so wird es dir gewiß wohl gehen; du

wirst

wirst ein braver und wohlhabender Mann werden".

„Ernestine, sagte die bekümmerte Mutter oft, wenn du fortfährst so unordentlich und nachläßig mit deinen Sachen umzugehen: so wirst du einst in Armuth und grosse Noth gerathen"!

Nun hört, ihr lieben Kinder! wie diese Prophezeyhung an beyden in Erfüllung gieng.

Karl lernte die Handlung. So wie er als Kind es mit seinen Büchern gemacht hatte, so machte er es jezt mit allem, was sein Herr ihm anvertraute.

Er hielt alles zu Rathe; er legte alles an seinen rechten Ort.

Sah er irgendwo ein Blatt weggeworfenes Papier liegen, so nahm er es auf, um gelegentlich etwas darein zu wickeln.

Fand er irgendwo ein Endchen Bindfaden, so legte er es in eine besondere Schublade, um es gelegentlich zu brauchen, wann er Pakete machen mußte.

Seine Wäsche war immer weiß, seine Kleider hielt er immer reinlich, und so lange er in der Lehre stand, hatte man kein einziges Bey-

spiel,

spiel, daß er aus Unvorsichtigkeit oder Gedankenlosigkeit irgend ein Gefäß zerbrochen hätte.

Sein Herr bemerkte diese schöne Tugend bald an ihm, und gewann ihn deßwegen lieb.

Er vertraute ihm immer mehr an; lieh ihm auch etwas Geld, um einen kleinen Handel für sich zu führen, und da er sah, wie sehr ihm alles glückte, und wie sparsam er alles zu Rathe hielt: so beschloß er noch mehr für ihn zu thun.

Er hatte eine einzige Tochter, ein gutes wohlerzogenes Mädchen; und durch Klugheit, Arbeitsamkeit und Sparsamkeit hatte er sich ein grosses Vermögen erworben.

Einst wurde Karl, der nun schon sechs und zwanzig Jahre alt geworden war, zu ihm in seine Schreibstube gerufen.

Er wußte nicht, was er da sollte; aber wie erstaunte er nicht, da sein Herr ihn umarmte, und zu ihm sagte:

„Lieber Karl! Ihr ordentliches und sparsames Betragen hat Ihnen meine ganze Liebe erworben.“

„Ich bin alt; habe, wie Sie wissen, nur eine einzige Tochter, und der Himmel hat mich mit vielen Gütern gesegnet“.

„Be-

„Bevor ich sterbe, wünschte ich diese meine Tochter einem so ordentlichen und tugendhaften jungen Manne zu geben, als Sie sind. Gefällt sie Ihnen, und glauben Sie glücklich mit ihr leben zu können, so sey sie die Ihrige, und mein ganzes Vermögen dazu."

Der junge Mann konnte vor Erstaunen und Freude nicht antworten. Er bückte sich auf die Hand des guten Alten, und benetzte sie mit Thränen der Dankbarkeit.

Die Vermählung wurde bald darauf vollzogen; Karl sah sich im Besitze einer liebenswürdigen Gattinn und eines grossen Vermögens. Er lebte selbst glücklich, und ward im Stande, einige hundert Nothleidende mit seinem Ueberflusse zu unterstützen.

Das war die Folge des ordentlichen und sparsamen Lebens, wozu er schon als Kind sich gewöhnt hatte.

Nun hört auch, wie es seiner Schwester Ernestine, der Unordentlichen, gieng.

So wie sie als Kind gewesen war, so blieb sie auch ihr ganzes Leben hindurch.

Ihre Aeltern starben, da sie sechzehn Jahre alt war, und was sie ihr nachließen, das gieng schon acht Tage darauf durch Ernestinens Schuld verloren.

Weil sie auf nichts recht achtete, so ließ sie, da sie des Abends mit einem Lichte in die Kammer gieng, einen Funken fallen; der Funke zündete, und ehe eine Stunde vergieng, stand ihr ganzes Haus in Flammen.

Sie selbst konnte sich nur eben noch durch's Fenster retten; ihr Haus, ihre Möbeln, ihre Kleider — kurz alles, was sie hatte, ward vom Feuer verzehrt.

Zwar schenkten mitleidige Leute ihr schon am folgenden Tage so viel Kleider wieder, daß sie anständig erscheinen konnte: aber sie beschmutzte und zerriß dieselben in so kurzer Zeit, daß keiner Lust hatte, ihr abermals etwas zu schenken.

Eine reiche Dame, die von ihrem Unglücke gehört hatte, nahm sie zu sich, und versprach ihr ein ansehnliches Jahrgeld, wenn sie ihr helfen würde, die Haushaltung zu führen.

Da sollte sie nun darnach sehen, daß die Bedienten und Mägde alles hübsch ordentlich machten; daß alles hübsch an seinen rechten

Ort

Ort gesetzt würde, und daß alles nett und rein wäre.

Aber, o wie wenig war sie dazu geschickt!

So oft sie zu Tische kam, sah sie selbst wie eine Stalldirne aus. Alles, was sie unter Händen hatte, wurde beschmutzt, zerrissen, oder zerbrochen. Die Bedienten, die sie zur Ordnung anhalten sollte, wurden in kurzer Zeit eben so unordentlich, als sie selbst war. Alles gerieth in Verwirrung.

Die Dame, welche so was in ihrem Hause nicht gewohnt war, machte ihr anfangs sanfte, dann harte Vorwürfe. Ernestine weinte, und versprach sich zu bessern. Aber schon am folgenden Tage war alles wieder in eben der Unordnung.

Endlich ward sie abgedankt.

Nun irrte sie verlassen und nothleidend herum. Zuweilen fanden sich wieder mitleidige Leute, welche ihr helfen wollten: aber wenn sie einen Versuch mit ihr machten, so sahen si bald, daß sie zu nichts zu brauchen wäre, und zogen die Hand wieder, von ihr ab.

Jetzt mußte sie betteln gehen.

Einst begegnete sie auf der Landstrasse einem wohlgekleideten Herrn zu Pferde. Sie zeigte ihm ihre Lumpen und ihr abgehungertes Gesicht, und bat ihn um ein kleines Almosen.

Der wohlgekleidete Herr fragte sie nach ihrer Herkunft: und o Himmel! wie erschrack er, da er aus ihren Antworten erkannte, daß sie seine Schwester Ernestine wäre!

Er nahm sie mit sich in das nächste Städtchen; ließ sie kleiden, miethete ihr ein kleines Haus, und versprach ihr, alle Jahre so viel Geld zu schicken, daß sie anständig davon leben könnte.

Das that er auch; aber Ernestine kam demohngeachtet nie auf einen grünen Zweig. Wenn ihr guter Bruder Karl ihr heute hundert Thaler schickte, so waren sie acht Tage darauf gemeiniglich schon verthan. Da mußte sie denn wieder Noth leiden, bis ein abermaliges Geschenk von ihrem Bruder ankam. So sehr waren Unordnung und Verschwendung ihr nun schon zur andern Natur geworden!

Sie lebte noch sechs Jahre, fast immer in Armuth und Elend, ungeachtet ihr guter Bruder ihr jährlich über vierhundert Thaler schickte.

Endlich starb sie auf einem Strohlager; denn ihre Betten hatte sie verkaufen müßen, und die Verachtung aller Menschen folgte ihr bis ins Grab.

Seht, Kinder! so geht es denen, die nicht in ihrer Jugend schon sich an Ordnung, Sparsamkeit und Haushaltung gewöhnen!

Die sieben Töchter,

oder

gute Kinder sind der Aeltern Freude.

Zizallida, die beste Mutter, gieng
mit ihren sieben Töchtern, alle, wie
des Feldes Blumen in der Sonne, schön,
zum nahen Wald, und setzte sich allda
mit ihren Töchtern unter einen Baum,
der ihnen allen kühlen Schatten gab.
O welche Wonne! diese Mutter seh'n
und diese Töchter! — Seine schöne Welt
hat unser Gott für sie geschaffen, sprach
ein Mann, der hinter ihnen sich im Busch
verborgen hielt. Still, lauschend stand er da,

und

und hörte lange, hörte herzvergnügt
die sanften Reden dieser zärtlichsten
der Mütter!

Kinder! sprach Zizallida:
wenn unser lieber guter Vater hier
doch bey uns wäre! Gar zu schön ist's hier!
Auf aller Bäume Wipfel ists so still,
als wenn die Singevögel alle sich
besprochen hätten, unsrer tief hinein
versteckten lieben kleinen Nachtigall
mit zuzuhören. —

Ach, mein Mütterchen!
sprach Izia, die zwote Tochter, laß,
mein Mütterchen! zurück mich laufen, ihn
zu uns zu holen! —

Kind! von uns entfernt
ist er zu weit; er ist gerufen hin
zum grossen König. Sieben Wochen bleibt
der gute Vater weg von mir und euch!
„Und ohne Segen? fragte herzbetrübt
die älteste der sieben Töchter, ist
er weggereißt, und ohne Kuß?“

Er gab
den Segen mir; er mögte, sagte er, euch
nicht traurig seh'n.

„Der

„Der gute Vater! Gott,
begleit' ihn doch auf seinem Wege!" sprach
die vierte Tochter. — Gott begleit' ihn doch!
erschollts auf allen Seiten um den Baum
und um die Mutter; allen sieben stand
in ihrem Auge eine Thräne.

Laut,
als wenn sie's rufen wollte, sagte da
die fünfte Tochter: „Sieben Wochen sind
so viele Tage, Mütterchen! es ist
so lange hin! Ach könnten wir dann nicht
dem guten Vater nach zu Fuße geh'n?"

Und die geliebte Sechste schmiegte sich
an ihrer Mutter Busen weinend: „Gott!
welch eine Freude, wann er wieder kömmt!"

„Dann, sagte froh die Dritte, wollen wir
das Väterchen umtanzen!"

Zizarias,
die jüngste, lag mit ihrem Köpfchen stumm
auf ihrer ersten Schwester sanftem Schooß.
Als alle schwiegen, sprang's vom Schwesterschooß
auf Mutterschooß behende; zärtlich schlugs
mit Fingerschlag die Mutterwange, saß
mit schmeichelnder Gebärde, fragte: „Bleibst

du,

du, liebes Mütterchen! bey uns?" Und, Kind! ich bleibe; sprach die Mutrer. —

Warm um's Herz
ward's in dem Busch dem Manne, warm um's
Herz.
Allein, hervorzutreten, dacht' er, ist
ein viel zu schneller starker Freudenschlag,
gefährlich mir und ihnen! Leise schlich
der weise Mann aus seinem Busch, und gieng
und sandte seiner Trauten einen,
behutsam ihnen beyzubringen, daß
ein zweyter widerrufender Befehl
des grossen Königs angekommen sey.
(Denn in dem Busch der Mann, dem es so warm
ums Herze ward, der war — der Vater selbst.)
Und als sein trauter Freund behutsam nun
sie vorbereitet hatte, da, da kam
der gute Vater selbst gegangen, und —
O welche Freuden! Welch ein Wettelauf
der Mutter und der Tochter! Welch ein Hang
an seinem Hals, an seinem Herzen!

Wer
vermöchte wohl zu malen uns den Tag,
der diese Mutter, diese Tochter so
zu seh'n uns gab, und diesen Vater, der
der sieben Töchter guter Vater ist!

Zwey

Zwey Gespräche
vor einer Spatzierfahrt auf einem See.

Die Mutter. Heinrich, zwölf Jahre alt, Scharlotte, eilf, und Louise, neun Jahre.

Louise. Guten Morgen, liebes Mütterchen! Sehen Sie, da sind wir schon fix und fertig. Wenn doch nun auch schon der Kahn da wäre!

Mutter. Du wirst dich noch wohl ein wenig gedulden müßen: es ist ja erst kaum sechs Uhr. Kommt, wir wollen unterdessen im Garten spatzieren gehen.

Heinrich. O, lassen Sie uns doch die Allee hinunter gehen, die zum Wasser führt; kömmt dann der Kahn, so können wir ihn gleich sehen. (Sie gehen in den Garten.)

Scharlotte. Ach liebe Mutter, wie herrlich das Wetter ist! Am ganzen Himmel ist kein Wölkchen zu sehen. Und sehen Sie, da, wo die Sonne in das Wasser scheint, funkelt es wie tausend Diamanten. Das wird eine Lust seyn! Nicht wahr, erst fahren wir zu der guten Barbe, die bey Ihnen gedient hat?

Mutter. Ja.

Heinrich. Ist es weit von hier?

Mutter. Wir werden wohl eine Stunde zu fahren, und hernach auch noch ein Weilchen zu gehen haben; denn ihr Haus liegt nicht dicht am See.

Heinrich. O, desto besser wird das Frühstück schmecken! Und hernach — o sagen Sie doch, liebe Mutter?

Mutter. Nun, hernach gehen wir im Wäldchen spatzieren, das dicht daneben ist; da könnt ihr springen, laufen, Blumen pflücken, Schmetterlinge jagen —

Heinrich. Ja, und wenn es zu heiß wird, setzen wir uns in den dicksten Schatten, und ich les' Ihnen vor.

Scharlotte. Und dann, nicht wahr, liebe Mutter! dann lassen Sie unter den Bäumen den Tische decken, an dem schönen Orte, wovon Sie uns so oft gesagt haben, wo der kleine Bach fließt, der so klar ist, daß man jeden Stein darinn sehen kann. O lassen Sie uns doch ja nicht eher nach Hause fahren, bis der Mond aufgegangen ist, und dann singen Sie uns ein Lied! So bey Mondschein auf dem Wasser zu fahren, und Sie singen zu hören, das muß ein Vergnügen seyn, das über alles geht!

Hein-

Heinrich, (der unterdessen den See hinunter gesehen hat.) O der Kahn! der Kahn! da kömmt er! Wo ist Louischen? Da läuft sie nun herum, und der Kahn ist da. Ha! da kömmt sie. (Er läuft ihr entgegen.) Louischen, der Kahn ist da!

Louise, (die indessen im Garten herum gestrichen ist, kömmt eilends herbey gelaufen.) Der Kahn? O, das ist schön. Ich will gleich kommen; geben Sie mir nur erst einen Groschen; da ist eine arme Frau, und ein alter Mann mit vier Kindern, denen will ich ihn bringen. Ich komme gleich wieder.

Mutter. Wo hast du denn diese armen Leute gesehen?

Louise. J, der Gärtner machte die Thüre auf, die ins Feld geht, um Erde herein zu fahren, und da guckte ich so ein Bischen heraus, da kamen sie über's Feld gerade auf mich zu. Die armen Kinderchen! — Sie sollten nur sehen, wie zerlumpt und hungrig sie aussehen: zwey sind noch ganz klein, so klein, wie Bruder Fritzchen.

Mutter. Kommt Kinder. Wir wollen doch sehen, ob sie noch da sind.

Louise O gewiß; ich sagte ihnen, sie sollten warten, bis ich ihnen was brächte. (Sie

gehen alle zu der Gartenthüre, wo sie die arme Familie finden. Der Alte sitzt auf einem Steine neben der Mauer, die Frau hat ein ganz junges Kind auf dem Arme, und ein Mädchen von ohngefähr zehn Jahren trägt ein anderes.)

Mutter. Gott! welch ein Elend! Armes Weib, ihr könnt ja kaum stehen; setzt euch auf die Bank nieder. Wo kommt ihr denn her?

Die Frau. Aus W—, meine beste Madam! mein Mann war Schuster da; weil er aber aufgeschrieben war, so mußte er im letzten Kriege mit unter die Soldaten. Da kam er nun ganz krank und elend zurück, hatte alle seine Kunden verloren, und konnte auch keinen Stich arbeiten; was war zu thun, wir mußten borgen; das gieng aber nicht lange, unsere Gläubiger nahmen, was wir hatten, und weil wir die Miethe nicht zahlen konnten, warf uns unser Wirth auf die Strasse. Ein Bekannter von uns, auch ein armer Mann, nahm uns auf, und knapte sich und seinen Kindern das Brod ab, ich kam da mit diesem armen Wurme nieder, und ein paar Tage darauf starb mein Mann. Unser gute Wirth sammelte bey gutherzigen Leuten so viel, daß er begraben werden konnte. Sobald ich mich nun nur ein Bischen erholt hatte, wollte ich dem armen Manne nicht länger zur Last seyn, und machte mich auf den Weg, um zu meiner Muhme in J—, wo ich her bin, zu reisen; aber, daß

Gott

Gott erbarm'! wir kommen nicht von der Stelle.

Mutter. Wer ist denn der alte Mann?

Die Frau. Das ist mein Vater: er lebte bey uns, und ich hatte so meine Freude daran, daß wir ihn auf seine alten Tage ein Bischen pflegen konnten: und nun macht mir sein Elend das meinige doppelt schwer. Er hat keine Schuhe; da hat er sich nun gestern einen grossen Dorn in den Fuß getreten, der ist jetzt ganz wund geworden, und nun kann er gar nicht mehr fort. Wenn Sie mir doch ein Stückchen alte Leinwand, und ein Bischen Brod für meine armen Kleinen geben wollten!

Mutter. Das sollt ihr haben; wartet nur ein wenig. Kommt unterdessen in den Garten, und setzt euch nieder. (Sie entfernt sich ein wenig mit den Kindern, die der Erzählung des armen Weibes aufmerksam zugehört haben. Lottchen hat ihre Rührung mit Thränen bezeigt, indeß Louischen ein Stückchen Brod, das sie zu ihrer Reise eingesteckt, unter den Kindern vertheilt, und Heinrich dem Mädchen, die unter ihrer Bürde beynahe erlag, den kleinen Jungen vom Arme nimmt.)

Mutter. Kommt, meine Lieben! wir wollen den armen Leuten etwas Brod holen; ich will auch ein paar alte Schuhe und Strümpfe für den

alten

alten Mann aussuchen — Freylich wird das nur eine kleine Hilfe seyn.

Scharlotte. Ja wohl nur eine kleine Hilfe. Sie hörten ja, daß sie gar nicht aus der Stelle kommen, und wenn sie nun unter Wegs krank würden, und könnten gar nicht weiter — Die Muhme wird wohl auch nicht viel haben, und wenn sie sie alsdann erst gar nicht zu sich nehmen wollte. Ach, liebe Mutter! Sie sind ja sonst so gütig gegen die Armen; wenn Sie ihnen doch Geld gäben, daß sie fahren könnten, und noch etwas übrig behielten, wenn sie nach J— kommen?

Mutter. Traust du mir nicht zu, liebes Lottchen! daß, wenn es in meiner Macht wäre, diesen armen Leuten, so wie du wünschest, zu helfen, ich es gern und mit Freuden thun würde: aber, leider! kann ich nicht. Du weißt, wir sind nicht reich, und ich kann eine Summe, die hiezu hinlänglich wäre, nicht entübrigen.

Heinrich. Nehmen Sie unser Geld, liebe Mutter! denn ich könnte heute gewiß keinen vergnügten Augenblick genießen, wenn die armen Leute wieder so fort müßten.

Mutter. Wie viel hast du denn?

Heinrich. Ich habe sechs Groschen.

Mut-

Mutter. Und ihr Beyde?

Scharlotte. Ich habe drey Groschen.

Louise. O ich bin recht reich! ich habe vier Groschen.

Mutter. Das macht zusammen dreyzehn Groschen. Nein, meine guten Kinder! das ist lange nicht genug. Ich weis nur Ein Mittel, diesen armen Leuten zu helfen. Könnt ihr euch entschließen, eurem heutigen Vergnügen zu entsagen? Ich habe euch diese Lust schon seit einiger Zeit versprochen, sie sollte die Belohnung eurer guten Aufführung seyn, und ich habe immer etwas dazu Beyseite gelegt; denn ich muß nicht nur den Kahn bezahlen, sondern auch die Barbe für ihre Bewirthung belohnen; und bey solchen Gelegenheiten muß man eher zu viel, als zu wenig geben. Dieß Geld gehört euer; ihr könnt damit machen, was ihr wollt. Mit eurem Taschengelde zusammengenommen, würde es hinreichen, eine Fuhre für die armen Leute zu bezahlen, und ihnen auch noch etwas mit auf den Weg zu geben.

Scharlotte. O das ist herrlich! Heinrich, Louise, nicht wahr, sie sollen's haben?

Heinrich. O ja, liebe Mutter! geben Sie es ihnen nur immer; denn was hätt' ich für

Freude

Freude bey der Spazierfahrt, wenn ich immer denken müßte, da fährst oder gehst du nun so ruhig, und die armen Leute verschmachten jetzt vielleicht vor Hunger und Mattigkeit: ich müßte mich ja, weiß Gott! in die Seele schämen; denn es sind ja Menschen, so gut wie ich; ich habe ohnehin schon oft gedacht, daß es doch eine rechte Schande ist, daß manche Leute so viel, und andere so wenig, oder gar nichts, haben.

Mutter. Nein, mein Sohn! das ist keine Schande; denn zu geschweigen, daß sich die meisten Menschen ihr Unglück selbst zuziehen, so läßt Gott dieses auch aus sehr weisen Absichten zu. Würdest du wohl jetzt Gelegenheit haben, dich in den Tugenden der Wohlthätigkeit und Selbstverläugnung zu üben, würdest du das süßeste aller Vergnügen schmecken können, dem Elenden beyzustehen, und die Last seines Unglücks zu erleichtern, wenn kein Unterschied der Stände und Glücksgüter in der Welt wäre? Doch ein anderesmal sprechen wir mehr hievon. Nun, Louischen! du hast ja noch nichts gesagt?

Louise. Ja nun, liebe Mutter! unsere Spazierfahrt wär' freylich eine schöne Sache; ich denke aber, wenn sich die Leute so freuen werden, das wird doch noch schöner seyn. Kommen Sie nur geschwind, die armen Kinder hungert gewiß recht sehr.

Mutter, (umarmt ihre Kinder.) Nun der Segen Gottes sey über euch, meine Lieben! und erhalte euch dieses gute liebevolle Herz, so wird es euch nie an Freude fehlen! (Sie gehen ins Haus.)

Zweytes Gespräch.

Die Mutter. Scharlotte. Louise.

Scharlotte. Ach liebe Mutter! Sie hätten nur sehen sollen, was die Kinder für Augen machten, wie ich die Schüßel mit Milch, und Louischen das Brod herein brachte. Alle drängten sich um die Mutter herum, und zeigten auf mich und Louischen. Und denken Sie nur, die älteste, das muß ein recht gutes Mädchen seyn; sie wollte nicht eher einen Bissen anrühren, bis sie ihrem kleinen Bruder, der noch nicht allein essen kann, zu essen gegeben hatte.

Mutter. Das arme Mädchen ist sehr zu bedauern; sie ist schwächlich, durch das Tragen hat sich ihr Körper schon etwas auf die Seite gegeben, jetzt könnte dem Uebel noch wohl abgeholfen werden; wenn sie aber bey ihrer Mutter bleibt, so wird sie sich immer so mit ihren jüngern Geschwistern herumschleppen müßen, und endlich ganz schief werden. Dabey wird sie auch nichts lernen können, und also ein elendes Geschöpf

schöpf seyn: hingegen, wenn sie Gelegenheit hätte, Handarbeiten zu erlernen, so könnte sie dann einmal ihrer Mutter sehr nützlich seyn, und ihr helfen ihre übrigen Geschwistern ernähren.

Louise. Wissen Sie was, liebe Mutter! Lassen Sie sie bey uns bleiben; ich will sie nähen und stricken lehren: dann kann sie Hemder nähen und Strümpfe stricken, und sie hernach verkaufen, und das Geld ihrer Mutter schicken.

Scharlotte. Ja, das ist kein übler Gedanke; wenn Sie nur wollten — thun Sie es doch, liebe Mutter! denken Sie, wenn das gute Mädchen so bucklicht werden sollte, wie die alte Frau, die wir neulich sahen, und nichts arbeiten könnte, dann müßte sie wieder betteln gehen, und wir hätten ihr nicht geholfen.

Mutter. Bedenkst du auch, Lottchen! wie viel es dir kosten würde, wenn ich dir deine Bitte zugestehen sollte?

Scharlotte. Mir kosten? — ich wüßte nicht —

Mutter. Nun, so will ich dir's sagen. Wenn wir dieses Mädchen zu uns nehmen, so müßen wir ihm gute reinliche Kleider geben, da wir aber nichts übrig haben, müßte ich das, was diese Kleider mir kosten würden, an den eurigen ersparen. Statt der seidnen Kleider, die ich euch

kaufen

kaufen wollte, werdet ihr nur leinwandne bekommen, und um eure neuen Hüte müßtet ihr statt des Flors und Blumen nur ein Band stecken, und auch eure Alltagskleider müßten inskünftige schlechter seyn.

Scharlotte. Ja so — — das seidene Kleid hätte ich gar zu gern gehabt; Hofraths Malchen hatte ihres letzthin an; sie können nicht denken, wie gut sie darinn aussah. Leinwand — Ja, das wird wohl freylich nicht so gut kleiden. Was meynen Sie, liebe Mutter?

Mutter. Nein, freylich nicht.

Scharlotte, (nach einigem Nachdenken.) J nun, wenn ich auch nicht so gut drinn aussehe; das arme Mädchen sieht doch häßlicher aus in ihren garstigen Lumpen, und sie könnte auch wohl krank werden, wenn sie sie länger trüge; denn Sie haben uns immer gesagt, daß Reinlichkeit viel zur Gesundheit beytrüge.

Mutter. Ganz gewiß. Nun Louischen, was sagst du dazu? Bist du zufrieden, wenn ich dir ein leinwandenes Kleid kaufe?

Louise. Oh recht zufrieden! Damit kann man doch noch herumspringen. Mit Seidenzeug ist's gar zu gefährlich. Malchen drängte sich neulich nur so ein Bischen bey der Hecke vorbey,

sieh!

sieh! da hatte sie gleich ein Loch. So würde mir's gewiß auch gehen.

Scharlotte. Ja, du bist auch so ein kleiner Wildfang. Ich hätte mich schon in Acht genommen, wenn ich nur eins bekommen hätte.

Mutter. Nun das ist gut; aber das ist's noch nicht alles. Du Louischen botst dich vorher an, sie nähen und stricken zu lernen; aber dazu bist du viel zu flüchtig, und verstehst es auch nicht so gut als deine Schwester; das würde also deine Arbeit seyn, Lottchen! denn ich habe nicht Zeit dazu; du weißt aber noch nicht, wie viel Geduld zum Unterrichte gehört; ich kenne dich, du bist heftig: das arme Mädchen würde vielleicht manches nicht so leicht begreifen können, du würdest sie anfahren, und ihr übel begegnen, und ich würde mich genöthigt sehen, dich zu bestrafen. Nun, was meynest du? Getrauest du dich wohl zu versprechen, dich niemals mehr von deinem auffahrerischen Wesen übereilen zu lassen?

Scharlotte. Ach nein, liebe Mutter! das kann ich nicht versprechen. Sie wissen wohl neulich; (traurig) — Sie hatten's mir so vorgehalten, und ich dachte gewiß, nun sollt' es doch nie wieder geschehen; aber wie Sie ausgegangen waren, da ließ Louischen eine Masche in ihrem Strumpfe fallen, so tief, daß ich sie kaum wie-

der

der kriegen konnte, und da ward ich wieder so böse, und schalt sie: es that mir wohl hernach sehr leid; aber es war doch geschehen.

Mutter Und wäre ich zu Hause gewesen, so hätt' ich dich bestraft; denn es ist sehr häßlich, wenn Kinder, die noch selbst so vieler Nachsicht bedürfen, bey den Fehlern anderer gleich alle Geduld verlieren wollen. Menschen, bey denen diese böse Eigenschaft Wurzel gefaßt hat, werden gemeiniglich auch bey den größten Fähighigkeiten von niemanden geliebt. Du mußt dich also durchaus von diesem Fehler bessern.

Scharlotte. Ja, das will ich auch gewiß; und sehen Sie, da wird's besser seyn, wenn Sie das Mädchen ins Haus nehmen; dann werde ich mehr Gelegenheit haben, mich zu üben.

Mutter. Und wenn du dir Mühe giebst, so wird dir's auch zuletzt gewiß gelingen. Nun Louischen, noch eins, das dich auch angeht: ihr müßt jetzt täglich eine Stunde länger arbeiten, damit das arme Kind bald ihre Kleider und Wäsche bekömmt.

Louise. Oh so bekomme ich doch auch was, ich dachte schon, Lottchen sollte alles thun.

Mutter. Ja, ja, versprechen ist leicht, aber seyd versichert, daß ich euch nichts schenken

werde. Wenn ihr also mit allem diesem zufrieden seyd, so will ich das Mädchen hier behalten. Erinnert euch aber, daß ihr selbst gewählt habt, und euch also nie beklagen dürft.

Beyde. Nein, gewiß nicht, Sie werden's sehen.

Mutter. Nun, so kommt, wir wollen den Leuten diese gute Nachricht bringen; ich denke, ihre Freude wird euch Lohn und Aufmunterung seyn.

Das mitleidige Mädchen.

Als Hännchen einen Armen sah,
frug sie mit Seufzen die Mama;
denn gar zu herzlich gieng ihr's näh:
der arme Mensch sieht jämmerlich,
warum hat er's nicht gut wie ich?

Der liebe Gott hat ja sein Herz
auch zur Empfindlichkeit bey'm Schmerz,
zur Lust bey Frölichkeit und Scherz
geschaffen — — er ist Mensch, wie ich,
warum geht's ihm so jämmerlich?

Ich mag nicht Menschen elend sehen,
vor Herzeleid möcht' ich vergehen,
wenn sie quaalvoll vor mir stehn.
Und Gott ist besser ja, wie ich,
rührt ihn der Arme nicht, wie mich?

Ja, sprach die Mutter, liebes Kind!
Allein, du folgerst zu geschwind.
Weil Arme, gleich dir, Menschen sind,
so müße auch des Elends Pein,
das du nicht fühlst, ihr Loos nicht seyn.

Es leiden viel' durch eigne Schuld;
Sie waren bös, und Gottes Huld
trägt sie mit schonender Geduld,
daß Leiden ihnen Arzeney
zur Beß'rung ihres Herzens sey.

Auch leiden viel', weil unbedacht
sie für ihr Wohl nicht g'nug gewacht,
und selbst ihr Elend sich gemacht.
Die führet ihre Leidenszeit
zur Weisheit und Vorsichtigkeit.

Und denke, Menschen können seyn,
die zu der Nebenmenschen Pein,
mit Freuden ihre Hände leih'n.
Doch — denken sie gleich schlimm hinaus,
Gott führt es oft sehr herrlich aus.

Laß seyn dann, daß die harte Noth
den wahren Christen, ja der Tod
nach Gottes weisem Willen droht.
Sind dann wohl Leiden dieser Zeit
werth jener grossen Herrlichkeit?

Die verunglückte Lerche.

Ein Landedelmann gieng einst mit seinen beyden Kindern, Thomas und Emilien, im Felde spatzieren. Diese wurden daselbst eine Lerche gewahr, die, ich weiß nicht, durch welchen Zufall, nicht recht fliegen konnte, indem ihr ein Flügel zerbrochen war. Sie jagten sich eine Zeitlang mit ihr, und waren endlich so glücklich, sich ihrer zu bemächtigen.

Nun erhub sich ein grosser Streit unter ihnen, wem sie gehöre, indem jedes von ihnen behauptete, es habe sie zuerst gesehen und ergriffen. Der Vater sagte: ich dürfte bald den Streit entscheiden, und sie wieder in Freyheit setzen. — O ja, von Herzen gern, rief Emilie: aber, Sie sehen, lieber Papa! daß das arme Thierchen nicht fliegen kann, mithin es leicht einer Katze in die Klauen fallen, oder die Beute eines andern Raubthiers werden könnte.

Du

Du hast Recht, mein Kind! ich hatte das nicht bedacht. Aber, wie soll ich es entscheiden, wem sie gehöret, da ich nicht Achtung gegeben habe, wer sie gefangen hat?

Ich, Papa! rief Thomas: sie gehört mir — Nein, mir! sagte Emilie — Sage mir, Thomas, was willst Du mit ihr machen, wenn ich sie Dir gebe? — Ich? mein Vater! versetzte er: je nun, was man mit den Lerchen macht? Ihr den Kopf eindrücken, sie braten lassen, und sie essen. O ich weiß es noch vom vorigen Herbste — die schmecken gut! die schmecken gut! —

Pfui! fiel ihm Emilie ins Wort, das arme liebe Thierchen wolltest du eines Leckerbischens wegen erwürgen? Nein, lieber Papa! besser, wir geben ihm die Freyheit! kriegt es eine Katze, gut, so sind wir nicht Schuld daran. Hätten Sie mir es gegeben, so hätte ich es in einen Kefig gesteckt: o da hätte ihm so wohl seyn sollen! An nichts hätte ich es ihm mangeln lassen. Wie sehr würde es mich dieß Jahr und viele künftige durch seinen lieblichen Gesang ergötzet haben! Auch du Thomas, würdest Theil daran genommen haben. Erwürgen! ich kann nicht daran denken! —

Das Vögelchen ist dein, gute Emilie! rief der Vater. Du verdienst es, weil du seinen Werth zu schätzen weißt, und das feinere Vergnügen dem gröbern vorziehst.

Scharlotte und Marianne,

die erste 10, die andere 12 Jahre alt.

Erste Zusammenkunft.

Marianne, (zu welcher Scharlotte in den Garten tritt.)

O warum kamst du dann auch gestern nicht zu den Fräuleins? Wir hatten's da so schön, und waren so lustig! Ich kann dirs nicht genug sagen.

Scharlotte.

Ich wäre gern gekommen, aber ich konnte nur nicht.

Marianne.

Und warum nicht?

Scharlotte.

Meine Mutter hatte so viel Erbsen einzumachen, daß wir erst spät Abends fertig wurden.

Marianne.

Mit eurem Erbsen Einmachen!

Scharlotte.

Nun? Du magst doch auch Erbsen?

Ma=

Marianne.

Ja, aber braucht man sie darum selbst einzu machen?

Scharlotte.

Und wer sollt' es besser thun?

Marianne.

Die Leute, das versteht sich.

Scharlotte.

Nun das versteht sich freylich, daß unsere Leute auch mit dabey gewesen.

Marianne.

Ja, aber die hätten's alleine thun können, das meyne ich.

Scharlotte.

Nein, das mag meine Mutter nicht. Sie sagt, es wird alles besser, wo sie selbst mit Hand anlegt.

Marianne.

O, das ist wohl nur Einbildung, das glaub' ich nicht.

Scharlotte.

So? und hast mir doch selbst erzählt, wie's das vorige Jahr bey euch gegangen ist?

Marianne.

Bey uns? Was meynest du damit?

Scharlotte.

Ich meyne, mit den 2 eingesalzenen Schweinen und den 2 Gänsen im Sauer, die die Köchinn allein gesalzen und eingekocht hatte, und wie ihr's essen wolltet, war alles verdorben, und der schöne Kohl, der all im Felde verfault war.

Marianne.

Ja, das ist wahr. Aber wer kann dann auch so viel im Garten oder in der Küche seyn? Das giebt so harte Hände und eine häßliche verbrannte Haut.

Scharlotte.

Verbrannte Haut? Nein, das glaub' ich doch nicht; meine Mutter hat keine häßliche verbrannte Haut, und auch keine harte Hände, und mein Vater auch nicht, und der arbeitet doch oft mit im Garten, daß er schwitzt, wenn er vom Studieren müde ist. — Aber so erzähle mir doch, wobey habt ihr euch dann gestern so lustig gemacht, du und die Fräuleins?

Marianne.

O erst, wie ich kam, tranken wir Kaffee im grünen Saale.

Scharlotte.

Kaffee? Den lieb' ich nicht! Ich trinke lieber Milch und Wasser. Nun, und da?

Marianne.

Ja, und da besahen wir die schönen Sachen, die jede von uns anhatte; denn die Mama hatte mir mein neues Kopfzeug aufgesetzt, mit den italienischen Blumen.

Scharlotte.

Kopfzeug mit italienischen Blumen? Ich mag lieber einen Strohhut, der schützt doch vor der Sonne; und Blumen aus unserm Garten, die riechen doch! — und dann?

Marianne.

Und dann — ja dann hatt' ich auch die neuen Poschen an, die Mama mir gemacht hat, und die waren größer, als der Fräuleins ihre.

Scharlotte.

Fi! die Dinger möcht' ich nicht tragen; man ist ja breiter als eine Stubenthüre: man kann fast nirgends durchkommen. Aber was dann weiter?

Marianne.

Ja da giengen wir zu Tische, und hatten so viel schönes Essen, o so viel Gerichte! Und einen so schönen Kuchen!

Scharlotte.

Kuchen? Und wovon war dann der gemacht?

Marianne.

O das weiß ich nicht; aber er schmeckte so schön! Wart, wenn noch ein Stück da ist, von dem, was ich mitgebracht, so sollst du es haben.

Scharlotte.

Nicht doch, ich habe schon gefrühstückt; ich meyne nur, wenn er so schön ist, möchte ich wissen, wie er gemacht wird; dann wollt' ich ihn für den Vater backen, wann sein Geburtstag ist. — Und was machtet ihr dann nach der Mahlzeit? Lieft ihr nicht in Garten?

Marianne.

Ach nein, wir hatten alle keine Hüte auf, und waren so proper gekleidet.

Scharlotte.

O ich bin auch proper, aber darum muß ich doch in Garten gehen, wenn ich vergnügt seyn soll. Aber womit vertrieb't ihr euch dann im Hause die Zeit?

Marianne.

O wir spielten Karten.

Scharlotte.

Karten? Nein, das mag ich nicht.

Marianne.

O du magst auch nichts von alle dem, was ich dir sage. Und womit vertreibst dann du dir die Zeit?

Schar=

Scharlotte.

Wann ich zu Hause bin?

Marianne.

Nun ja, das möcht' ich wissen, und ob dir niemals die Zeit lang wird?

Scharlotte.

Die Zeit lang? O niemals! niemals!

Marianne.

Nun das begreif ich nicht, und stehst doch, glaub' ich, schon um 7 Uhr auf.

Scharlotte.

Im Sommer schon vor sechs Uhr.

Marianne.

O Himmel! vor sechs schon; nein, dann schlafen wir in unserm Hause noch alle. Aber stehen dann deine Eltern auch so früh auf?

Scharlotte.

Das versteht sich, die sind die ersten, und dann pfeift der Vater mit einer kleinen Flöte, dann kommen wir alle, und dann gehts in den Garten.

Marianne.

In den Garten? so frühe? und was macht ihr dann da?

Scharlotte.

Da versammeln wir uns alle um den Vater und die Mutter in einer Laube oder unter'm freyen Himmel.

Marianne.

Nun?

Scharlotte.

Der Vater nimmt dann seine Mütze in die Hand, faltet seine Hände, und das müßen wir alle thun, und dann spricht er für uns alle ein paar Worte mit dem lieben Gott.

Marianne.

Mit dem lieben Gott?

Scharlotte.

Ja, wir nennen das so, wenn wir dem lieben Gott danken, daß er uns alle gesund und frölich hat aufstehen lassen, uns die Nacht vor Schaden behütet, und ihn bitten, daß er uns den Tag über auch gnädig behüten wolle. Nicht wahr, das thust du doch auch wohl des Morgens, wann du aufwachst?

Marianne.

Ich? ja, ich lese was aus meinem Gebetbuche. — —

Scharlotte.

Ich mag lieber selbst mit dem lieben Gott sprechen, so wie ich mit dem Vater spreche, und

mir

mir deucht immer, wann ich das thue, es ist auch so, als ob der Vater dann mit seinem freundlichen Gesichte mich bey der Hand faßte und sagte: du bist meine liebe Tochter! (Sie schweigen beyde einen Augenblick, indem Marianne seufzt —)

Marianne.

Nun, was geht dann weiter vor?

Scharlotte.

Dann — dann küßen Vater und Mutter uns alle, und dann wird eine Schale Milch gebracht, und Brod für meine kleinen Geschwistern, und die füttere ich dann wie die kleinen Vögel; und für Vater und Mutter eine Kanne Kaffee.

Marianne.

Und du kriegst keinen? Doch, du sagtest ja, du möchtest ihn nicht. — Und was macht ihr dann?

Scharlotte.

Ja dann währt's nicht lange, so wird der Vater bald von dem Schreiber und von dem Bauer abgerufen, und die Mutter geht dann mit der Köchinn in den Garten und in die Küche, und in dem ganzen Hause herum, und sagt, was den Tag über geschehen soll.

Marianne.

Und du?

Scharlotte.

Ja, ich muß dann noch eine Weile im Garten bleiben und auf die Kleinen Acht haben, die da spielen, und dann werden wir alle gerufen, angezogen und zur Mutter geführt.

Marianne.

Zur Mutter? und müßt ihr immer dabey bleiben?

Scharlotte.

Ja, das versteht sich, und das mögen wir auch alle so gern; denn die giebt dann einem jeden gleich was zu thun. Die Eine muß stricken, die Andre nähen, die Dritte zeichnen, und die Allerkleinsten hören zu, wenn sie uns was erzählt von guten Kindern u. d. gl. Dann kömmt der Vater auch eine Stunde, so oft er Zeit hat, und spielt mit den Kleinsten das Buchstabenspiel, und spricht mit mir von der Erde, und von dem Himmel, und von der Sonne und den Sternen, und wie der liebe Gott das Alles so wunderschön gemacht hat, daß Alles da ist, was der Mensch braucht, und Alles so in seiner Ordnung bleibt, und dann vom Menschen, wie er noch wunderbarer gemacht ist, als die Erde und die Thiere, und von dem Geiste des Menschen, der ewig lebt, und immerfort lernen wird. Und wenn er dann so mit uns spricht, so hören wir alle so begierig zu, und wollten immer mehr

hören

hören, und halten den Vater immer fest bey'm Kleide, wenn er nach seiner Uhr sieht, und sagt: Ach, Kinder! ich muß fort, ich habe noch dies und das zu thun; und möchten gern unsre Spielstunde vor Tisch aufgeben, wenn er nur bey uns bleiben wollte.

Marianne.

Also habt ihr noch eine Spielstunde vor Tisch?

Scharlotte.

Ja; denn das, sagt der Vater, ist zur Gesundheit nothwendig.

Marianne.

Und was macht ihr dann?

Scharlotte.

Ja, dann fahr' ich die Kleinen im Wagen auf den Hofplatz — oder wir springen über aufgethürmte Grashaufen. Doch thun wir dergleichen nie, ohne daß der Vater selbst dabey ist; oder der Vater exerzirt die Kleinen auch als Soldaten, und lehrt sie dabey, wie sie sich gut stellen müßten, oder lehrt mich tanzen, wenn ich nicht bey der Mutter in der Küche bin, daß sie mir was weist. Und bey der Mahlzeit, wenn's zu Letzt geht, haben wir dann allerley lustige Fragen, und wer am besten antwortet, der darf den Nachmittag sagen, was er spielen will.

Marianne.

Aber wenn Fremde da sind?

Scharlotte.

Wenn Fremde da sind? Ja, — wenn's recht gute Fremde sind, das thut ihm nichts; denn die sprechen auch mit uns: aber die rechten Fremden — dann passirt freylich nichts, und darum haben wir auch die rechten Fremden nicht gern, weil wir dann weder von dem Vater und der Mutter was lernen, noch den Abend zusammen mit ihnen spatzieren können.

Marianne.

Also geht ihr des Abends noch spatzieren?

Scharlotte.

O alle Abende, wann's anfängt kühl zu werden, so geht's auf's Feld, oder in's Holz, bald hier hin, bald dort hin. Das versteht sich, wer den Tag über fleißig und gehorsam gewesen ist; denn sonst bleibt der zu Hause.

Marianne.

Ja, nun wunderts mich nicht, daß dir die Zeit nie lange währt. — So möcht' ich auch wohl leben, dann würde mir auch die Zeit nicht lange währen.

Scharlotte.

So währt dir wirklich die Zeit oft lange? Hast du dann nicht jede Stunde was eignes zu thun?

Marianne.

Jede Stunde? Ach nein! — ich kann immer thun, was ich will — und dann mag ich oft dieß nicht und oft das nicht — und dann wünsch' ich immer, daß du kommen möchtest; denn da währt mir die Zeit niemals lange. Aber höre: Willst du morgen mit uns fahren zu dem Landmanne, der da hinter'm Holz am Berge wohnt, von dem du mir so viel Schönes erzählet hast? Ja ich fahre morgen früh mit den Fräuleins und ihren Brüdern dahin. Sag, willst du?

Scharlotte.

Ja, wenn meine Mutter will.

Marianne.

Und du nicht wieder was einzumachen hast?

Scharlotte.

Ja, das wäre freylich was anders; aber —

Marianne.

O sieh! o sieh! es fängt an zu regnen — Pfui! das ist fatal. (Sie schlägt ein Tuch über'n Kopf.)

Scharlotte.

J, das ist ja schön! Das hab' ich lang' gewünscht; es war alles so trocken auf dem Felde.

Marianne.

Aber willst du dann auch so naß werden, wie das Feld? so lauf doch —

Scharlotte.

O das thut mir nichts, ich komme auch schon.

Marianne,

(der im Laufen das Tuch abgeweht wird, und umkehren muß.)

O mein Tuch! mein Tuch! (Es wird immer weiter, und endlich in einen kleinen Graben geweht.) O Himmel! wie soll ich das nun wieder kriegen! (Sie steht still, und läßt sich beregnen.)

Scharlotte.

So geh' doch nur, du Zuckerpüppchen! Ich will ihn dir schon bringen. (Sie bückt sich, setzt den einen Fuß ins Wasser, langt ihn heraus, und läuft dann auch ins Haus, wo Marianne steht, und ihr zuruft.)

Marianne.

O Himmel! dein Fuß ist ja naß!

Scharlotte.

Das macht nichts, da ist dein Tuch! (Sie gehen hinein, und die Thüre wird zugemacht.)

Zweyte Zusammenkunft,

in einem Bauernhause.

Es ist 5 Uhr Nachmittags.

Marianne.

So! das machst du schön, daß du so spät kömmst!

Scharlotte.

Meine Mutter konnte nicht eher.

Marianne.

Aber du?

Scharlotte.

Du weißt, meine Mutter läßt mich nicht gern so weit allein, und ich mag auch nicht ohne sie.

Marianne.

Ich wollt', ich wär' auch nicht eher gekommen.

Scharlotte.

Wie so?

Marianne.

Ja, das ist mir ein herrlicher Ort hier, wovon du uns immer so viel Wesens gemacht hast!

Scharlotte.

Nun; und das deucht dir nichts? Wie ist das möglich?

Marianne.

O du würdest anders sprechen, wenn du wüßtest, wie es uns gegangen ist. — Wart nur, die Fräuleins werden dir —

Scharlotte.

Aber wie dann? Was ist dann gescheh'n?

Marianne.

Ja, was deucht dir; es ist schon 5 Uhr: und noch haben wir keinen Bissen zu Mittag gegessen, und können's auch nicht, ungeachtet die Mama uns so viel Schönes mitgegeben.

Scharlotte.

Und warum dann nicht?

Marianne.

Ja, das laß dir einmal erzählen! Wie wir hier diesen Morgen herfahren mit unserm neuen Phaeton, so zerbricht der Kutscher bey'm Herumfahren des garstigen Weges am Berge das eine Rad.

Scharlotte.

Garstigen Weges? Ach, der ist ja recht schön zu gehen.

Marianne.

Ja, aber wir fuhren — nun, und da stieß die Lenore, die die Mama uns zur Aufwartung mitgegeben, sich den Kopf so gegen einen Baum, daß sie einen Schaden bekam, und ohnmächtig ward, und der Kutscher, so bald er ander Rad angemacht, sie nach Hause fahren mußte.

Scharlotte.

Und du fuhrst nicht mit?

Marianne.

Ich? nein, ich hatte ja die Fräuleins bey mir, was hätten die dann gesagt? Aber hör nur! Nun giengen wir ins Haus. Guten Tag! guten Tag! — Keine Antwort. Endlich nach langem Rufen, heda! kömmt ein dummes Geschöpf von Mädchen, etwa 16 Jahre alt, aus dem Viehstalle, die bey unserm Schreyen ihr Vieh ruhig fortgefüttert hatte, und sagt ganz verdrüßlich: „Wos wollts?„ Dummes Mensch, antwortete das älteste Fräulein, wir wollen hier seyn, und du sollst uns aufwarten: oder wo ist deine Frau? denn du siehst mir nicht danach aus. Sie sperrte das Maul weit auf, und antwortete nichts. Nun fragt ich, wo ist ihre Frau, mein Kind?

Scharlotte.

Das war auch besser, als dummes Mensch.

Bayerische Staatsbibliothek München

Marianne.

„Ja, dö is nöt da hoambt, is zu ihrer Schwöster, dö will sterb'n.„ — Wir lachten alle.

Scharlotte.

Lachten alle? das war häßlich. Fi!

Marianne.

Ja, du hättest nur hören sollen, wie sie das so dumm hersagte!

Scharlotte.

Nun, und wie weiter?

Marianne.

Ja, nun sagten wir, so sollte sie uns den Kaffee kochen, den uns die Mama mitgegeben, und wär' auch eine Kanne dabey; aber da verstand sie nichts davon; hatte ihr Lebtag wohl keinen Kaffee gesehen: und so ließen wirs bleiben, und nahmen mit ein Bischen kalter Milch vorlieb.

Scharlotte.

Aber ihr hättet ihn ja selbst kochen können?

Marianne.

Wir? ja das würd' einmal ausgesehen haben, mit unsern Kleidern bey dem schmutzigen Heerd! Nein, wir behalfen uns lieber.

Schar-

Scharlotte.

Nun, und wie weiter?

Marianne.

Ja, nun sagt ich ihr, so sollte sie dann nur machen, daß wir eine hübsche Mahlzeit kriegten: denn die Mama hatte uns ein schön Stück Fleisch zur Suppe und gebratene Hühner mitgegeben; Fische aber, die, hattest du ja gesagt, die hätten sie hier.

Scharlotte.

Ja, und das war nicht?

Marianne.

O ja, Fische genug; aber hör nur! wir wollten nun spatzieren gehen, und so sagte ich ihr, da wäre unser Korb mit dem Essen, und da sollte sie uns Fische dazu geben, und so giengen wir fort.

Scharlotte.

Ja nun merk' ich's, ihr dachtet, das sollte sich alles so selbst kochen?

Marianne.

Nein, aber wir dachten, das dumme Mensch würde doch Essen machen können. Muß sie doch selbst auch essen.

Scharlotte.

Ja, aber was? Nudel und Klöße (Knödeln), und keine Fische und Braten. Nun?

Marianne.

Ja nun, als wir endlich um 1 Uhr hungrig wurden, und glaubten, wir würden eine fertige Mahlzeit finden, was wars? Da saß das dumme Mensch und spann, und unser Korb mit allen Sachen stand, wie er gewesen war.

Scharlotte.

Das dacht ich: und was fiengt ihr da an?

Marianne.

Ja ich fragte sie, ob das Essen etwa fertig wäre, daß sie da so säße und spänne? Aber sie antwortete mir wieder mit grossem Maul: Essen? ja da woas ih niks davo. Niks davo? sagt' ich; und niks davo? wiederholten wir alle, und nun fiengen die Fräuleins an, entsetzlich mit dem Mädchen zu zanken, so, daß mich's selbst dauerte.

Scharlotte.

Ja, und hätt's auch nicht verdient!

Marianne.

O, und machte sich auch nicht viel draus, sondern sagte nur: Ja, was wollts denn össen?

Dummes Mensch, war wieder die Antwort, was hier im Korbe ist, haben wir das euch nicht gesagt, und Fische dazu, das hättet ihr kochen sollen. Ja do vosteh ih niks davo, sagte sie wieder; aber wenn's Nudeln hoben wöllt, dos konn ih machá.

Scharlotte.

Nun, und das nahmt ihr nicht an?

Marianne.

Ich hätt' es wohl gethan; aber die Fräuleins mochtens nicht, und wollten Suppe und Fische.

Scharlotte.

Nun, und was thatet ihr dann?

Marianne.

Ja, sie mußte das Fleisch vor unsern Augen nehmen, und es in einen Kessel mit Wasser thun, der zum Glück eben kochend war.

Scharlotte.

Kochend?

Marianne.

Ja, aber das half doch nichts; denn nachdem wir noch eine Stunde weg gewesen waren, war das Fleisch noch so hart wie ein Stein, und

die

die Suppe so dünne wie pures Wasser, das nur trübe und schmutzig war.

Scharlotte.

Vermuthlich auch nicht abgeschäumt, und in diesem Kessel etwa?

Marianne.

Ja.

Scharlotte.

Darinn beynahe ein Schwein abgebrüht werden könnte. Nun, und mit den Fischen, wie giengs da?

Marianne.

Wie mit dem Fleische. Wir konnten sie nicht essen, so garstig, bitter und übel schmeckten sie.

Scharlotte.

Was waren's dann für welche?

Marianne.

Ja, das weiß ich nicht; sie waren schmal und lang wie mein Arm, und hatten einen langen Kopf.

Scharlotte.

Ah, Hechten also; aber was machte sie dann damit? Vielleicht nicht rein ausgenommen?

Marianne.

Ja, das weiß ich nicht: sie wollte sie erst so in den Kessel thun; aber ich sagte ihr, Sie müßte sie aufschneiden, und das Eingeweide heraus nehmen, und so that sie sie dann hinein.

Scharlotte.

Vermnthlich auch ohne Salz?

Marianne.

Das kann wohl seyn, und von einer Sosse wußte sie nun gar nichts.

Scharlotte.

Und du auch nicht?

Marianne.

Ich? Ach, nein doch, das wars eben!

Scharlotte.

Nun, und die gebratenen Hühner, die ihr mitgebracht hattet, und die Torten, die hättet ihr doch essen können?

Marianne.

Ja freylich — aber da sieh einmal, wie wir so alle um das einfältige Mensch herum standen, so hatten wir den Korb offen stehen lassen, und nun waren zwey grosse Hunde gekommen, und hatten Hühner, Torten und Brod alles weggeschleppt und verzehrt.

Schar-

Scharlottens Mutter.

(Die schon eine Weile mit zugehört, indem sie aus vollem Halse lacht.) Ihr armen Kinder! da seyd ihr schlecht angekommen mit euren schönen Sachen! Seht, so gehts, wenn man selbst nicht ein Bischen Bescheid weiß, nicht dann und wann mit in die Küche geht, nicht selbst auf seine Sachen Acht hat, sondern dafür andere sorgen läßt, und sich blos mit Putz und Spielwerke beschäftigt. Aber da seyd ihr ja wohl alle recht hungrig?

Marianne.

Ach ja, liebe Madam! und die Fräuleins noch obendrein so böse. (Sie weis't auf sie.)

Mutter, (indem sie sich zu ihnen wendet.)

Böse? Sie böse, meine Lieben? O das sollten Sie ja nicht seyn; denn Sie haben nun erfahren, daß es gut ist, wenn man sich selbst ein wenig zu bedienen weiß, weil einem nicht überall alles zu Dienste steht. So eine Erfahrung ist wohl ein Bischen Hunger werth — aber im Ernste — (sie sieht sich nach der andern Seite um, wo ein Bedienter mit einem Korbe kömmt, und winkt ihm, alles in die Laube auf den Tisch zu setzen. Die Fräuleins stehen beschämt da.)

Schar-

Scharlotte.

(Die nachdenkend da gestanden, mit einem erstickten Seufzer.) Ach, liebe Mutter! wären wir doch nur eher hier gewesen!

Mutter.

Ja, Lotte! ich glaube, du hättest schon für etwas sorgen können, und hättest es gerne gethan.

Scharlotte.

Ach ja, gerne; ich hätte sie dann im Garten spielen lassen, hätte meinen Rock aufgesteckt, einen reinen Tuch vorgebunden, hätte dann den Tisch gedeckt, die Wirthinn gemacht, und meine Gäste hereingerufen; — (sie hüpft auf.)

Mutter, (die sie umarmt.)

Das hättest du thun wollen, du Liebe?

Scharlotte.

Ach ja, mit tausend Freuden; da wären wir ja alle vergnügt gewesen.

Marianne.

Nun, du sollst mich gewiß auch künftig unterrichten, damit ich das auch so machen könne. Willst du?

Scharlotte.

Wie gerne! — alles, was ich weiß; aber meine Mutter kann dir mehr zeigen.

Mutter.

Ja, meine Liebe! von Herzen gern, Ihnen und allen, die da Lust haben zu lernen: aber erst will ich für ihren Magen sorgen; (sie setzt allerley Brod auf den Tisch, und läßt dicke Milch dazu geben.) Es muß mir wohl so was geahndet haben — und dann hoff' ich, sollen Sie sich dieses Tages auf die Zukunft immer mit Vergnügen erinnern, und des schönen Ortes nie vergessen, der ihnen eine so herrliche Lehre gab. (Lotte hilft ihrer Mutter alles zurecht setzen.)

Der Fleiß.

Wann der Träge schläfrig gähnt,
und sich krank nach Possen sehnt,
fließt in froher Thätigkeit
einem Fleißigen die Zeit.

Fleiß hält uns gesund und frisch;
Arbeit würzet unsern Tisch.
Nach Geschäften schmeckt das Herz
sanfte Ruh und süßen Scherz.

Wann die Faulheit darben muß,
lebt der Fleiß im Ueberfluß:
Ehr' und Anseh'n lohnen ihn
für sein rühmliches Bemüh'n.

Jeder schädlichen Begier
öffnet Müßiggang die Thür:
Fleiß ist halbe Tugend schon.
Liebt ihn: herrlich ist sein Lohn.

Die Geschicklichkeit.

Man muß sich nicht schämen, man muß nicht zu stolz seyn, in der Jugend etwas zu lernen. Wenn man auch noch so reich und noch so vornehm ist, so kann man unglücklich und arm werden: und o wie gut ist es dann, wenn man etwas gelernt hat, das uns den Menschen angenehm macht, und uns in den Stand setzt, unsere Nahrung und Lebensbequemlichkeit zu erwerben. Manches arme Kind, das in seiner Jugend fleißig war, und sich seinen Nebenmenschen angenehm zu machen wußte, wurde glücklicher und angesehener, als reiche Kinder, die nichts gelernt hatten, als groß zu thun und stolz zu seyn.

Amalie war die Tochter des Herrn von B — eines Offiziers; der aber in Krieg gehen mußte, als Malchen kaum fünf Jahre alt war. Malchens Mutter war eine liebe, gute Frau, die ihr Kind recht herzlich liebte. Sie wand Alles auf ihren Unterricht. Denn Malchen war ihre einzige Tochter. Die gute Mutter hielt ihr Lehrer in allen Wissenschaften, die einem Mädchen nützlich seyn können. Sie bekam nebst dem Lesen, Schreiben und Christenthume, auch im Rechnen, in der Geschichte, der Erdebeschreibung, der Zeichenkunst, im Klavierspielen, Singen und Tanzen Unterricht. Aber, weil sie reich und vornehm zu seyn glaubte, lernte sie von Allem nichts, oder nicht viel. Dieß kränkte die gute Mutter. Weil aber Malchen bey all ihrer Unwissenheit eitel und stolz war, so glaubte sie, daß es gut wäre, wenn Malchen eine Gesellschafterinn bekäme, die mit ihr lernte, und auch sie dazu antriebe. Julchen, die Tochter des Schulzen in dem Dorfe, das Malchens Eltern gehörte, ward nun von der gutherzigen Dame aufgenommen, um zugleich mit Malchen unterrichtet zu werden. Julchen war ein gutes, liebenswürdiges Mädchen, und ganz das Gegentheil von der trägen Amalie. Sie kannte keine größere Freude, als zu lernen, ihren Lehrern zu gehorchen, und ihre zweyte Mutter zu lieben;

indessen

indessen Malchen träg, ungehorsam, und kaltsinnig war.

Wie dieß die gute Dame kränken mußte! — Zwar machte ihr Julchen manche Mutterfreude; aber alle Freude verschwand, wenn sie auf ihre unwissende Tochter hinblickte. Einst ließ sie Malchen auf ihr Zimmer kommen. Sie schloß Malchens Hand in die ihrige, und ward traurig: Ach ungerathenes Kind! welchen Kummer machst du meinem Herzen durch deinen Leichtsinn und deine Trägheit: denke, der Krieg ist vorbey, und dein Vater kömmt zurück. Wie wird er sich über dich kränken! Ach, wie würd' ich mich auf seine Rückkunft dreyfach freuen, wenn ich ihm zum Empfang sagen könnte: Malchen ist ein liebes, fleißiges Kind. Sie wird einst die Freude unsers Alters seyn — Aber — —

Indessen die gute Mutter vor Weinen nicht weiter sprechen konnte, ließ sich ein Korporal von dem Regimente melden, mit welchem ihr Mann in Krieg gezogen war. Der alte Kriegsmann trat herein, eine Thräne lief über seine braunen Backen herunter, und schweigend überreichte er ihr einen Brief mit schwarzem Siegel. Die Dame erbrach ihn hastig. Aber kaum hatte sie ihn halb durchgelesen, so sank sie in Ohn-

macht.

macht. Er enthielt die schreckliche Nachricht, daß ihr Gemahl in einer Schlacht verwundet worden, und nach grossen Schmerzen einige Tage darauf gestorben sey.

Frau von B — lebte nach dieser Nachricht nur noch wenige Jahre. Krankheit und Unglücksfälle hatten fast ihr ganzes Vermögen aufgezehrt, und Malchen war nun eine arme Waise. Weil sie nichts gelernt hatte, und immer stolz gewesen war, so ward sie von jedermann verachtet. Indessen hörte ein reicher Mann aus der Nachbarschaft, der eben so brav als reich war, von Julchens Geschicklichkeit, dem guten Herzen, und der Liebenswürdigkeit reden. Er beschloß, sie glücklich zu machen, und heurathete sie. Malchen, die zu stolz war, etwas zu lernen, genießt nun von Julchens Gnade einen Jahrsgehalt.

Vorbereitungskenntnisse

zur

Hauswirthschaft.

Vom Flachsbaue,

und der gemeinen Zubereitung des Flachses.

Es ist wohl keine Kenntniß, die einem Mädchen und einer jungen Haushälterinn so nöthig ist, als die der Zubereitung des Flachses. Es giebt gleichwohl viele junge Mädchen, die von diesem Fache gar nichts wissen, und nichts lernen wollen, und sie sind der Meynung, daß, wann sie einmal diese Kenntnisse nöthig hätten, sie auch wohl Zeit und Gelegenheit haben würden, sie zu erlernen. Allein, wie hart und wie schädlich ist es, wenn man erst alsdann eine Wissenschaft erlernen will, da man sie schon in Ausübung bringen soll. In der Jugend muß man sich schon um solche Kenntnisse bewerben, damit man sie mit der Zeit sogleich praktisch anwenden kann. Es ist auch recht schändlich, wenn Mädchen bey Unterredungen über diese Materie gar nichts verstehen, und nichts reden können, und einen gänzlichen Mangel an diesen nothwendigen Kenntnissen verrathen.

Da Sie also, liebe Freundinnen, jetzt in einem Alter sind, wo Sie eben das Spinnen lernen, so will ich Ihnen einsweilen blos erzählen, wie der Flachs gewöhnlich gebauet, bearbeitet und zubereitet werde. In der Folge der Zeit, wenn Sie einmal etwas größer geworden sind, und sich schon selbst mit der Hauswirthschaft beschäftigen, will ich Sie einige sonderheitliche Vortheile lehren, wie Sie den gemeinen Flachs recht hübsch verfeinern, und worauf Sie sonst beym Weben der Leinwand bedacht seyn sollen.

Der **Leinsaamen** sind röthlicht braune, glattgedrückte linsenförmige, glänzende Körner. Dieser Saamen wird im Monate März oder May auf einen Acker gesäet, welcher voriges Jahr brach gelegen war, oder worauf Weizen gestanden hatte; denn ein Acker, der zum Flachsbaue taugen soll, darf drey Jahre zuvor keinen Flachs getragen haben. Nach zwölf Tagen geht die Saat auf, und wann sie einmal einen Finger lang ist, wird sie ausgejätet, oder von dem Unkraute gereiniget. Der Lein macht einen Ellen hohen Stengel, und bekömmt blaue Blüthe. Daraus wachsen runde Kapseln oder **Bollen**, wie man sie nennt. Ehe die Flachsknotten ganz gelb und zeitig werden, wird er samt den Wurzeln aufgezogen oder ausgerauft, und auf eine

Wiese

Wiese zum Trocknen ausgebreitet. Wann er etwas trocken geworden, wird er in die Scheune gebracht, und die Knotten oder Bollen von dem Stengel gesondert, oder **gerüffelt**. Das Rüffeln geschieht auf folgende Art. Man hat nämlich eine Stange, an welcher sich eiserne Zähne befinden, die beynahe eine halbe Elle lang sind, und dicht nebeneinander stehen. Durch diese sogenannte **Rüffel** nun wird der Flachs gezogen, so, daß die Bollen alle abgestreift werden. Diese Bollen, worinn der neue Saamen enthalten ist, werden sodann gesammelt, und zum weitern Gebrauche aufbehalten. Die Stengel aber, welches der eigentliche Flachs ist, werden zusammengebunden, und auf die **Röste** gebracht.

Rösten heißt, den Flachs in ein Wasser legen, damit er durchgehends naß werde und nach und nach erweiche. Es kömmt hier viel auf das Wasser an: ist dieses stehend und warm, so röstet der Flachs bald; ist es aber fließend und kalt, so muß er länger darinn bleiben. Nach vier oder fünf Tagen nimmt man ihn aus dem Wasser, wäscht ihn rein aus, und läßt ihn an der Sonne trocknen. Manche trocknen ihren Flachs in geheitzten Backöfen; woraus aber schon oftmals grosse Feuersbrünste entstanden sind.

Nachdem der Flachs vollkommen ausgetrocknet ist, kömmt er unter die **Breche**, das heißt, er wird mit einer runden hölzernen Keule mürbe geklopft. Hier zu Lande aber hat man besondere **Brechstühle**, das sind nämlich Stühle, worauf zwey Brettchen nebeneinander angebracht sind, in deren Mitte oder Vertiefung ein breit gebogenes Holz eingenietet ist; dazwischen legt man nun den Flachs, fährt mit dem eingenieteten Holze immer auf und nieder, und zerknickt auf solche Art die Stengel, damit die holzige Rinde oder der Bast des Flachses zerbreche. Das Klopfen des Flachses soll dem Brechen vorzuziehen seyn. Denn auf der Breche werden auch mit dem Baste die innern feinen Fäden abgeknickt, und deßwegen bekömmt man beym Hecheln mehr Werg, und desto weniger Flachs.

Auf das Brechen folgt das **Schwingen**. Ein Schwingstock ist ein aufrecht stehendes Brett, das oben in die Rundung ausgeschnitten ist, worüber man eine Hand voll Flachs legt. In der rechten Hand führt man ein hölzernes breites Schwert, welches man eine **Schwinge** nennt, und schlägt hiemit nach der Fläche auf den Flachs, damit die Hülsen oder der Bast davon falle.

Hierauf wird der Flachs gehechelt. Man nimmt nämlich eine Reiste, wickelt sich dieselbe zweymal um die vier Finger der rechten Hand, und ziehet das Ende, woran die Knotten gesessen, zuerst durch die Hechel. Die **Hechel** ist ein rund oder viereckigtes, auf einem Stuhle befestigtes Brett, worauf eisene Zähne in der Reihe eingesteckt sind. Man hat aber mehrerley Hecheln, wovon die folgende immer feiner als die erstere ist. Der Flachs wird durch drey, vier, fünf und mehr Hecheln gezogen, je nachdem man ihn fein haben will. Der erste ausgehechelte Abgang ist das gröbste **Werg**, woraus Stricke oder Sackleinwand gemacht wird. Aus dem zweyten und feinern Werge kann man schon einen bessern Faden spinnen, und daraus Küchenzeug und Handtücher u. d. gl. weben lassen.

Um den Flachs desto mehr zu verfeinern, wird er auch in einigen Orten nach der ersten und zweyten Hechel **geribbet**, damit der Bast (die **Agen**) gänzlich abgesondert werden. Man hat nämlich ein Gestell, welches oben mit einem runden ledernen Kissen versehen ist, und der **Ribbestuhl** heißt. In der rechten Hand hat man ein kleines kurzes Eisen, das einen hölzernen Griff hat, und mit der linken hält man eine Reiste Flachs, und schabt mit dem Ribbeeisen auf

auf dem Kissen die Schäben (Agen) ab, und wendet die Reiste öfters um, damit sie durchgehends geribbet werde. Alsdann wird der Flachs erst nochmal gehechelt.

Das Pfund Flachs kostet, je nachdem er grob, gut oder fein ist, 20, 30 bis 40 kr. Der sogenannte Mannheimer Flachs, und welcher im Magdeburgischen gebauet wird, ist schon feiner und länger, als der hierländische, und also auch theurer; und vom guten Niederländer-Flachse kömmt das Pfund schon über einen Gulden zu stehen.

Aus dem Flachse spinnt man allerhand feines und grobes Garn. Aus dem Garn wird sodann Leinwand gewebt, woraus man dann Leintücher, Bettzeuge und Hemder, und verschiedene andere Sachen machen läßt.

Die feinsten und besten Leinwanden werden 1) in Holland, 2) in Westphalen, und 3) in Schlesien gemacht. Der Battist und das Kammertuch ist das allerfeinste Gewebe, und wird vorzüglich in Frankreich verfertiget, und zu uns nach Deutschland gebracht: man macht hieraus schöne Halstücher und Manschetten.

Hausleinwand nennt man, was jede Haushaltung für sich selbst, und zu ihrem eigenen Gebrauche spinnt und weben läßt. Da das Garn hiezu fleißiger gesponnen, und die Leinwand fester gewebt wird, so ist sie gemeiniglich besser, als die gemeine **Kaufleinwand.**

Man läßt auch Schnupftücher, Schürze, und dergleichen sonderheitlich, und entweder ganz weiß, oder mit farbichten Streifen weben. Doch dieses alles ist unsern jungen Leserinnen ohnehin schon bekannt. Daß man aus dem Garn allerhand Zwirn dreht, ist auch eine alltägliche Sache.

Die Ehre von der **Erfindung** und dem Gebrauche des **Flachses** und der **Spinnkunst** gehört dem weiblichen Geschlechte. Arachne hieß sie, welche diese vortreffliche Kunst erfand: sie war die Tochter eines Färbers, Idmon mit Namen. Die alten Heyden schätzten die Spinnerey so hoch, daß sie selbst die Göttinn der Wissenschaften, **Minerva,** für die Erfinderinn derselben ausgaben. Sie dichteten nämlich, Minerva hätte die Arachne in einen Wettstreit herausgefodert, und in der Kunst des Spinnens und Webens übertroffen. Und hernach wurde Arachne vor der Göttinn zur Strafe in ein häßliches

Insekt,

Insekt, nämlich in eine Spinne, verwandelt, welche heut zu Tage noch spinnen, und die Fäden aus ihrem eigenen Leibe ziehen muß.

Der Spinnrocken war schon im tiefsten Alterthume das Sinnbild des weiblichen Geschlechtes, und man pflegte, wann man die Leiche einer vornehmen Frau beerdigte, ihr einen Spinnrocken mitzugeben.

Der Hanf

Ist länger, dicker und gröber, als der Flachs; aber es giebt auch schönen feinen Hanf, besonders in den Gegenden am Rheine, woraus man feines Garn spinnt, und sehr gute Leinwand bekömmt. Der gemeine Hanf aber wird von den Sailern verarbeitet, und es werden Stricke, Seile und Bindfäden (Spagat) daraus gemacht: und der Schuhmacher näht die Schuhe und Stiefel mit Hanfzwirn.

Die grossen **Brennnesseln** kann man auch zubereiten, daß man lange Fäden, wie aus dem Flachse und Hanfe bekömmt, und daraus eine

sehr

sehr feine Leinwand weben kann, die man **Nesseltuch** nennt.

Es giebt eine gewisse Art Steine, die ganz weich und zäh sind, und die sich in lange Fäden zertheilen, und wie Flachs spinnen und weben lassen. Man muß aber den Finger statt in Wasser, in Baumöl tauchen, damit der scharfe Faden das Fleisch nicht angreife und aufreiße. Diese Steine nennt man **Asbest**, **Amiant**, zu deutsch, **Berg** = oder **Steinflachs**.

Die alten Römer haben aus diesem Steinflachse eine Leinwand gemacht, die man nicht verbrennen konnte, und haben darein die Leichname ihrer Könige, oder anderer grossen Herren gewickelt, und sodann verbrannt, um die Asche des Verstorbenen ganz rein zu bekommen; denn es war damals Mode, die Todten nicht zu begraben, sondern zu verbrennen, und sodann die Asche hievon in eigenen Büchsen, die man Urnen nannte, aufzubewahren.

Von der Baumwolle.

Die Baumwolle wächst an einem Gesträuche, das alle Jahre frisch gesäet werden muß, und gewöhnlich etwas über eine Elle hoch ist. Es treibt eine rothgelbe Blume, die wie eine Glocke gebildet ist. Wenn die Blüthe abgefallen ist, kömmt eine Frucht, nämlich eine länglichte Nuß hervor, welche nach etlichen Wochen so groß als ein kleines Hühnerey wird. Wann diese Nuß reif ist, so zerplatzt die Schaale in ein Dreyeck, worinn ein Busch schneeweißer Wolle liegt, welche von der Wärme der Sonne dergestalt aufläuft, daß es eine Kugel, so groß wie ein mittler Apfel, wird. In der Wolle sind ungefähr sieben schwarzgraue, länglichte und wolligte Kerner eingewickelt, welche so groß als Linsen sind, und so süß als Nüße schmecken. Diese Kerner sind der Saame dieses Gesträuches, womit es fortgepflanzet wird. Wenn man ungeschlagene Baumwolle kauft, so kann man noch genug solcher Kerne darinn finden.

Es giebt auch Baumwollen-Strauche, die vier bis sechs Ellen hoch wachsen, und etliche Jahre fortdauren, ehe sie verdorren. Eine Stau-

de

de trägt gewöhnlich fünfzehn bis zwanzig volle Kapseln.

Die Baumwolle wächst vorzüglich in Amerika; aber auch in Egypten und Arabien, auf der Insel Maltha, Cypern und in Sizilien. Bey uns in Deutschland kömmt diese Staude nicht fort; denn es ist dafür die Witterung zu kalt.

Sie wird also von diesen Orten her zu uns nach Deutschland gebracht. Zu Wien ist eine grosse Niederlage von der levantischen Baumwolle. Der Zentner, oder hundert Pfund, kosten ungefähr 36 Thaler oder 54 Gulden.

Die Baumwolle wird, nachdem sie von den Körnern gereiniget ist, sehr fein gesponnen, und verschiedene Gewebe daraus verfertiget, als Barchent, Kattun, Zitz, Schnupftücher, Halstücher, Strümpfe, Handschuhe, Hauben und dergleichen. Auch Lichtdochten werden daraus gemacht.

Obschon hier zu Lande keine Baumwolle wächst, so haben wir doch in Deutschland verschiedene Bäume, welche Wolle tragen, als: die Pappeln, Albern, Aespen und alle Arten der Weiden, (Felber) welche Wolle freylich nicht

so

so gut als die levantische ist; aber doch sehr wohl benützt werden kann. Es haben schon mehrere gelehrte und geschickte Männer in Preußen, Sachsen, Schlesien, und andern Orten verschiedene Versuche damit gemacht, und Herr Professor Herzer in München hat es durch seinen thätigen Eifer dahin gebracht, daß diese Wolle nun auch in vielen Orten Baierns gesammelt und benützt wird. Er selbst hat eine Hutfabrike angelegt, und verfertigt sehr gute Hüte davon. Er läßt auch Seidenwatt daraus machen, und sogar leichte Bettdecken davon abnähen.

Da also diese innländische Baumwolle allerdings sehr brauchbar ist, und sich auch junge Leute und Kinder mit der Sammlung derselben abgeben, und Geld damit verdienen können, so will ich hier die Art, nach welcher diese Wolle gesammelt werden soll, beschreiben.

In der Mitte des Aprils fangen die Aespen, im May die Weiden, und zu Ende desselben die Schwarzpappeln oder Albern zu blühen an. Sie bekommen dann an den äußersten Aesten fingerlange Zapfen, Kätzchen, Würstchen oder Träubchen, worinn sich viele feine Wolle befindet. Wann nun diese Zapfen oder Saamengehäuse unten anfangen, gelb und reif zu werden, so

schnei-

schneidet man mit einer Heckenscheere die äußersten Aeste, woran sie hängen, ab, oder Kinder können sie von den Aesten pflücken. Wann man auf diese Art eine Menge gesammelt hat, wird alles in eine verschlossene Kammer gebracht, wo kein Wind durchstreichen kann. Hier läßt man sie einige Tage liegen; müßen aber unter der Zeit etlichemal umgewendet werden, und endlich springen die Saamengehäuse von selbst auf, und die Wolle sträubt sich allenthalben heraus. Die Kammer, wie gesagt, muß verschlossen seyn, damit der Wind die leichte Wolle nicht wegwehen kann. Man nimmt sodann einen Federweher, (Flederwisch) und wehet damit die feinste Wolle in einen Ort, zum Beyspiele, in eine reine Ecke der Kammer zusammen, so wie man die Pflaumen und Federn zu putzen pflegt, und der zurückgebliebene Unrath, die Aeste und Blätter, werden sodann auf die Seite gebracht. Wenn aber die Hülsen von den Pappeln, und die Träubchen noch nicht alle oder nicht ganz aufgesprungen sind, so nimmt man ein Sieb oder eine Reuter, legt die trocknen Kätzchen oder Träubchen darauf, und schlägt ganz sachte mit einem Stocke darunter, damit sie aufspringen, und die Wolle herausgehe, und die Hülsen durch das Sieb fallen.

Diese Weiden = und Pappelnwolle wächst bey uns sehr häufig; ein einziger Baum trägt oft 20 bis 40 Pfund. Ein flinker Knabe kann also in einem Tage beynahe eben so viel sammeln, und dadurch einen Verdienst von 20 und noch mehr Kreuzern erobern; denn für jedes Pfund grüner Albernwolle wird in der Herzerischen Fabrike 1 Kreuzer bezahlt. Für das Pfund trockner Albern = und Weidenwolle bekömmt man aber 4 bis 6 Kreuzer.

Herr Professor **Herzer** hat eine kurze Anleitung zur Sammlung dieser Wolle in Druck gegeben.

Es giebt noch eine Wolle, welche aber nicht an Bäumen oder Gesträuchen, sondern an Thieren wächst, nämlich

Die Schafwolle.

Ich will Ihnen aber zuvor etwas von den Eigenschaften des Schafes und dem Nutzen, den uns es überhaupt gewährt, erzählen, und erst dann von der Wolle reden.

Das Schaf ist ein gar gutes und frommes, aber dabey äußerst dummes, jedoch sehr nützliches Thier, das sich überall, wo es Menschen giebt, aufhält. Wilde Schafe giebts nirgends, denn sie sind zu dumm und zu schwach, als daß sie der Pflege der Menschen entbehren könnten. Leitet, füttert und weydet man sie nicht sehr sorgfältig, schützt man sie nicht für Hitze und Kälte, für Regen und Schnee, so werden sie krank, und gehen darauf. Sie müßen auch vor ihren Feinden, den Wölfen, bewacht und beschützet werden. Deßwegen muß der Hirt auf der Weyde immer bey ihnen seyn, und braucht zuweilen zur Hut noch einen sogenannten Schäferhund.

So sehr aber die Schafe der Wart und Pflege der Menschen bedürfen, so grossen Nutzen schaffen sie dafür; denn alles, gar alles ist von ihnen zu gebrauchen. Sie bringen alle Jahre ein Lamm. Ihre Milch ist sehr fett, und giebt guten Käß, ihr Mist düngt die Felder vortrefflich, ihr Fleisch und ihre Eingeweide werden gegessen, aus ihren Därmen werden Saiten für Geigen und Harfen gemacht, ihr Fell giebt gutes Leder und Pergament, aus ihren Klauen und Knochen siedet man Leim, und ihr hartes Fett, welches man **Talk** nennt, giebt gute Lichter: — und

ihre Wolle, — weßwegen hier hauptsächlich die Rede ist, wie nützlich ist diese? — wie viele Menschen kleiden, beschäftigen und nähren sich hievon? Es werden Tücher und Zeuge, Hüte und Filzschuhe, ja die meisten unserer Kleidungen werden daraus gemacht.

Gemeiniglich ist des Jahres einmal, nämlich im May, die Schafschur. Man nimmt das Schaf, bindet ihm die vier Füße, und schneidet ihm die Wolle mit einer besondern Scheere allenthalben weg. Das gute Thier läßt sich ganz willig scheeren. Ja, es geschieht ihm auch wirklich eine Wohlthat; denn im Sommer würde ihm in diesem dicken Pelze die Hitze ganz unausstehlich seyn. Die beste Wolle ist am Halse und am Rücken herab. Ein Schaf giebt gegen 1 Pfund Wolle, und oft darüber.

In manchen Gegenden werden aber auch die Schafe zweymal des Jahres, nämlich im Frühlinge und im Herbste geschoren; aber die Wolle davon ist lange nicht so gut; denn sie ist kürzer, gröber und spröder.

Die beste und feinste Wolle haben die spanischen Schafe; aber auch die, welche aus England, Frankreich, Pohlen und Schlesien kommt,

ist

ist sehr gut. Die abgeschorne Wolle wird sodann gewaschen und gebleicht, gesponnen und gefärbt, und endlich zu allerley Tüchern und Zeugen verwebt.

Woher kömmt das Kameelhaar, oder Kameelgarn?

Das Kameelgarn kömmt nicht von den grossen Thieren, welche man Kameele, Trampelthiere oder Tromedar nennt: — Viele unserer Leserinnen werden vermuthlich schon ein solches Thier gesehen haben? — Es ist ungeheuer groß, viel größer als ein Ochs. Es hat ungemein lange Beine, und auf dem außerordentlich langen Halse kann eine oder gar zwo Personen sitzen. Sie werden so abgerichtet, daß sie sich beugen und auf die Knie niederlassen, damit man sie beladen kann. Denn man braucht sie vorzüglich in der Türkey und in Arabien bey langen Reisen als Lastthiere, weil sie zwölf bis fünfzehn Zentner, ohne etwas zu fressen oder zu saufen, viele Meilen weit forttragen können. Es wird zuweilen ein solches Thier von Asien heraus zu uns nach Deutschland gebracht, wo man es, besonders in den Marktzeiten, für's Geld sehen läßt: und da-

her werden es auch unsere Leserinnen schon kennen. — Aber von diesen Kameelthieren, ob sie gleich auch lange und gute Haare haben, die wohl zu gebrauchen sind, kömmt das sogenannte Kameelhaar oder Kameelgarn nicht her; sondern es giebt in Arabien eine gewisse Gattung Ziegen (Geiß) die man **Kämel** nennt, und deren Haare hübsch lang und sehr fein sind. Und daraus wird das eigentliche **Kameel**= oder vielmehr **Kämelgarn** gesponnen, und die schönen Zeuge, die **Kämelotte** gemacht. Unsere gemeinen Kamelottzeuge aber, und unsere Knöpfe und Bänder, welche die Knöpfmacher und Bortenwirker oft unter dem Namen Kameelgarn 2c. verkaufen, werden gemeiniglich nur aus Schafwolle verfertiget.

Die Schliefer (Staucher) mit den feinen, silberweissen, sehr langen Haaren, welche nun die Frauenzimmer tragen, kommen von den schönen **angorischen** Ziegen, welche in Kleinasien zu Hause sind.

Von

Von der Seide.

Die Kleidungen waren mit dem Zustande der Menschen verschiedenen Veränderungen unterworfen. Die ersten Menschen bedeckten ihre Blöße mit zusammengeflochtenen Blättern. Bald darauf behieng man sich mit den Fellen der abgestorbenen Thiere, weil man das Umbringen derselben verabscheuete. Aber das Entsetzen vor dem Tödten verminderte sich; man schlachtete Thiere, um ihr Fleisch zu essen, und um sich mit ihren Häuten zu bedecken. Allein damit war noch viele Unbequemlichkeit verbunden. Man erfand also die Kunst, aus den Haaren der Felle Fäden zu spinnen, und sie in ein Ganzes zu vereinigen, und zu einer Decke zu weben. Damit war man aber noch nicht zufrieden. Man zertheilte die Stengeln gewisser Pflanzen, sonderte ihre Saftröhrchen in Fäden ab, und spann und webte Leinwand daraus, und machte durch die erfrischende Wäsche eine bequeme Abwechslung mit den heißen Wollenkleidern. Die Neugierde entdeckte in den Saamengehäusen gewisser Gesträuche eine Wolle, welche die der Schafe an Fein-

heit und Leichtigkeit übertraf: man benutzte sie, und machte Kattun u. d. gl. daraus; ein trefliches Mittelding zwischen Wollentuch und Leinenzeug. Auf diese Art hatte man also verschiedene Zeuge zu bequemen Kleidungen auf alle Jahreszeiten. Allein, die Kleiderpracht und die Hoffart war damit noch nicht zufrieden: man wünschte Kleider, die aus so feinen Fäden, als das Spinnengewebe, gemacht wären; aber doch dabey bessere Haltbarkeit hätten. Man beobachtete die Insekten, und bemerkte, daß ein gewisser Wurm oder Raupe sich ein eyförmiges Haus aus seinem eignen Körpersafte spinne. **Pamphila**, andere sagen **Hoangti**, eine Prinzessinn von China, erfand die Kunst, diesen feinen Faden abzuhaspeln, zu spinnen, und zu verweben. Aber diese Seidenraupen gab es nur in den warmen Ländern Asiens, wo sie im freyen Felde auf den Maulbeerbäumen ohne alle Pflege herumkrochen. Man hat sie aber nach und nach von einem Lande in das andere gebracht.

Die Sirer, ein morgenländisches Volk, waren die Ersten, welche die Seidenraupen benutzten. Von diesen sahen es die Perser ab. Zu Alexanders des Grossen Zeiten brachte man Seide nach Griechenland. Kaiser Heliogabal trug das erste ganz

seidne

seidne Kleid, welches unglaubliche Summen Goldes kostete. Zu Kaiser Aurelians Zeiten, nämlich gegen das Ende des dritten Jahrhundertes nach Christi Geburt, stand ein Pfund Seide noch in dem Werthe eines Pfund Goldes. Kaiser Justinian schickte um das Jahr 557 zween Mönche nach Indien, um den Seidenbau zu erlernen. Allein diese konnten keine Seidenraupen mit nach Konstantinopel bringen. Er ließ hernach Eyer davon aus Indien verschreiben, und diese sind die Stammeltern aller jetzigen im ganzen Europa geworden. In Sizilien mußten die Gefangenen aus Griechenland im Jahre 1130 den Seidenbau einführen. Von da wurde er in ganz Italien ausgebreitet. Nachher kam er nach Deutschland und Frankreich, wo ihn die Italiener zuerst im Jahre 1470 angefangen. Endlich brachte man die Seidenwürmer bis in die kalten Gegenden, z. B. bis nach Schweden, wo man sie auch nazionalisirte, oder einheimisch machte. Jedoch vor einem paar hundert Jahren war die Seide selbst in Frankreich noch so rar, daß eine Prinzeßinn dem Könige Heinrich dem Zweyten ein Paar seidene Strümpfe am Hochzeittage zum Geschenke machte. Und Herzog Wilhelm V. schickte seinem Sohn Albrecht, welcher damals, nämlich i. J. 1596. zu Ingolstadt auf der hohen Schule studirte, zur Belohnung seines Fleißes und ferneren Aufmunterung ein Paar seidene

Strümpfe, als ein besonders kostbares Geschenk. Nun ist aber die Seidenzucht nicht nur in Italien und Frankreich, sondern im ganzen Deutschland: als in Oesterreich, in Sachsen, in Brandenburg, in Hannover ꝛc. eingeführt, und auch in der Pfalz und in Baiern ist schon viele Seide erzielet worden. Damit ist aber auch die Kleiderpracht so hoch gestiegen, daß die innländisch erzielte Seide bey weitem nicht hinreicht, indem nun beynahe jedermann, von der ersten Dame bis zur niedrigsten Dienstmagd, und vom Fürsten bis zum letzten Lehnlaquay seidene Kleider und Strümpfe trägt.

Nun will ich Ihnen also noch in Kürze

die Geschichte der Seidenwürm-Schmetterlinge

erzählen. Nicht wahr? Sie haben schon allerhand Schmetterlinge gesehen, und selbst schon manchen gehascht. Es giebt kleine und grosse, weiße, gelbe und bunte. Einige davon fliegen bey Tag, und andere bey der Nacht herum. Deßwegen werden einige Tag- und die andere Nachtvögel genannt.

Die Seidenwurm = Schmetterlinge gehören nun auch darunter, und zwar unter die letztern. Sie legen ganz kleine Eyer, welche rund und platt sind, und in der Mitte ein Grübchen haben. Sie sehen anfangs gelb, dann braun, und endlich grau aus.

Aus diesen Eyern kommen gar kleine, braune, schwarzköpfigte Würmer, mit 9 Ringen oder Gelenken und 16 Füßen, welche sich von zarten Maulbeerblättern nähren. Sie fressen sich aber so voll, und wachsen so schnell, daß ihnen beynahe alle sieben Tage ihre Haut zu enge wird, und sie also in Zeit von acht und zwanzig Tagen selbe viermal abstreifen. Nach der vierten Häutung fressen sie noch etliche zehn oder zwölf Tage fort, worauf sie endlich ganz dick und gelb werden. Nun kriechen sie ängstlich herum, bis sie einen bequemen Ort finden, wo sie ihr Gespinnst anfangen können. Sie speyen einen klebrichten Saft aus dem Maule, und befestigen ihn an irgend einem Orte. Dann krümmen sie sich mit dem ganzen Leibe nach allen Seiten, und ziehen immer einen Faden um sich herum. Die Spinnen ziehen ihren Faden aus dem Hinterleibe; die Seidenwürmer aber spinnen die Seide aus einem spitzigen

Wärz=

Wärzchen unter dem Maule heraus. Zuerst machen sie ein ganz durchsichtiges und etwas weitläufiges Gespinnst, das man **Werg** nennt. Hernach spinnen sie erst ihr dickes seidenes Häuschen, das aus lauter zarten Fäden besteht. Und endlich verfertigen sie ein Pergament-ähnliches Häutchen, worinn sie, wie in ein feines Tuch eingewickelt, in ihrem Sarge liegen. Hier bleiben sie vier bis fünf Tage ganz unbeweglich. Und zuletzt wird aus dem Wurme eine **Puppe**, die gleichsam in eine zarte braune Fätsche eingewickelt ist.

Dieses eyförmige Gespinnst, welches größer als ein Taubeney, oder kleiner als ein Hühnerey ist, wird **Kokon** genannt, und bestehet aus lauter seidenen Fäden und Häutchen, die alle zu gebrauchen sind. Denn aus dem ersten Gespinnste, aus dem **Werge** nämlich, wird, wie aus den durchlöcherten Kokons, wovon wir hernach reden werden, die **Floret-Seide** gesponnen. Die feinen Fäden des zweyten Gespinnstes werden ordentlich, wie der leinene Faden, vom Spuhle herabgehaspelt, und aus dem dritten Pergament-artigen Bälgchen wird die **Seidenwatt** gemacht. Aber ehe man die Seide herabhaspelt, werden die Kokons in ein siedheißes Wasser geworfen, damit

sich

sich die klebrichte Materie, womit das ganze Gespinnst zusammen geleimt ist, auflöse, und die Seidenfäden nacheinander herabgehaspelt werden können. An einem einzigen Kokon sind gegen vierhundert Ellen Seiden.

Aber dadurch, daß man die Kokons in siedendes Wasser wirft, werden die darinn eingeschlossenen Puppen alle umgebracht. Einige unserer Leserinnen werden fragen, warum man diese guten nützlichen Thierchen umbringt? Diese müssen aber wissen, daß man sonst die Seide nicht ganz bekäme, so wie man sie braucht; denn wenn man die Kokons ungefähr 14 Tage liegen läßt, so erwachen die darinn wie eine Leiche liegenden Puppen wieder, werden in Schmetterlinge verwandelt, fressen das Seidengehäus durch, und fliegen davon. Diese durchbohrten Kokons kann man nicht mehr abhaspeln, weil die Fäden alle abgebissen sind. Es wird aber daraus, wie oben gesagt worden, die Floretseide gesponnen.

Man wirft doch nicht alle Kokons in heißes Wasser, sondern man läßt einige mit Fleiß so lange liegen, bis die Schmetterlinge darinn zeitig

werden, die Kokons durchfressen und ausfliegen; denn diese ausgeflogene Schmetterlinge legen sodann wieder Eyer, woraus das nächste Jahr darauf wieder junge Seidenraupen werden. Diese Eyer nun werden gesammelt, und in ein Glas oder anderes Gefäß gethan, und in einem gemäßigten Orte den Winter hindurch aufbewahret. Im May darauf, wenn die Witterung warm ist, und die Maulbeerbäume auszuschlagen anfangen, nimmt man die Eyer wieder hervor, und legt sie Schichtenweise herum. In zwölf oder fünfzehn Tagen kriechen die neuen Würmchen aus, nähren sich von zarten Maulbeerblättern, werden immer größer, und spinnen sich endlich wieder ein: und so geht es immer fort, wie ich anfangs erzählet habe.

Für dießmal, denke ich, wissen nun unsere junge Leserinnen hievon genug. In Zukunft werden Sie auch erfahren, wie man die Seidenwürmer warten und pflegen müße, damit man viele und gute Seide erhalte, und was man überhaupt bey der Seidenzucht und Seidenfärberey zu beobachten habe.

Anzeige

Anzeige
einiger Bücher,
welche den Mädchen des mittlern Alters angemessen und nützlich sind.

Seibts Gebethbuch für die Jugend.

Sutors Moral.

— — Lesebuch.

von Schönbergs lehrreiche Gedanken und Erzählungen für die Jugend.

Salzmanns Elementarbuch, 2 Theile.

Wenings moralische Erzählungen.

Mutschelle's Kenntniß und Liebe des Schöpfers.

Kinderakademie 3 Jahrgänge oder 6 Bändchen mit Kupfern.

Raffs Naturgeschichte mit Kupfern.

Die junge Haushälterinn, 4 Bändchen.

Anzeige
einiger Bücher,
welche den Mädchen des mittlern Alters angemessen und nützlich sind.

Seilers Gebetbuch für die Jugend.

Sintors Moral.

— — Lesebuch.

von Schönbergs lehrreiche Gedanken und Erzählungen für die Jugend.

Salzmanns Elementarbuch, 2 Theile.

Wenings moralische Erzählungen.

Wittichelle's Kenntniß und Liebe des Schöpfers.

Kinderakademie 3 Jahrgänge oder 6 Bändchen mit Kupfern.

Raffs Naturgeschichte mit Kupfern.

Die junge Haushälterinn, 4 Bändchen.

Einige Bücher,

welche den Mädchen des mittlern Alters angemessen und nützlich sind.

Seilers Gebetbuch für die Jugend.

Sintenis Moral.

— — Lesebuch.

von Schindlers lehrreiche Gedanken und Erzählungen für die Jugend.

Salzmanns Elementarbuch, 2 Theile.

Wenings moralische Erzählungen.

Mutschelle's Kenntniß und Liebe des Schöpfers.

Kinderakademie 3 Jahrgänge oder 6 Bändchen mit Kupfern.

Raffs Naturgeschichte mit Kupfern.

Die junge Haushälterinn, 4 Bändchen.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Bibliothek für Mädchen nach den Stuffen des Alters eingerichtet

Bd.: [2]

München 1791

Paed.pr. 409-1/3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11020027-2
VD18 90126661-001